

Viehtabelle 1885

Jahr	Vieh- halter	Pferde		Rindvieh		Schafe	Schweine	Ziegen	Bienen- stöcke	Hühner	Gänse	Enten	Tauben	Hunde
		Wallache/Stuten	Ochsen	Rinder										
1855	48	13	28	140	214	129	14	18	-	-				-
1866	54		16	186										
1869	65	16	14	191	1157	196	14	33	611	54	10	12		
1870	61	11	14	180	1283	154	13	30	565	78	7	16		
1871	39	11	23	160	1099	170	9	35	561	55	4	20		
1873	70	12	14	211	990	149	20	37	586	38	10	4		
1873					1317									
1874	66	11	16	224	1179	186	27	47	641	122	6	18		
1875	63				1778									
1877	63	18	14	180	1584	168	15	44	643	71	5	3		
1880	70	12	17	212	877	168	18	34	681	61	7	11		
1885	50	9	4	218	151	265	15	63	599	67	-	7		
1890	71	12	6	259	150	287	40	69	577	100	-	34		
1895	69	17	-	269	-	270	13	37	888	125	-	21		
1900	75	21	-	273	-	262	8	39	937	110	-	33		13
1903	73	26	-	273	-	289	13	92	950	38	5	45		17

4. SCHAFHALTUNG

Wie aus der Viehtabelle zu ersehen ist, schnellte die Schafzucht nach 1850 gewaltig in die Höhe und hielt ihren Stand bis 1880. Als die Gemeinde 1835 der Eicholzheimer Grundherrschaft das Weiderecht für 950 Gulden abkaufte, kam die Schafhaltung in Schwung, begünstigt durch die maschinellen Spinnereien und Webereien. Lag die Schafhaltung vorher in Privathand, betrieb sie jetzt die Gemeinde. Die Schäferei wurde in Bestand gegeben, der Erlös floß in die Gemeindekasse. Aus den vorliegenden Gemeindeakten ist nicht zu ersehen, wie hoch die Einkünfte aus der Schafweide waren. Als aber die Baumwollerzeugnisse den Weltmarkt zu überschwemmen

begannen, war die Nachfrage nach tierischer Wolle zurückgegangen.

Ein weiterer Grund war wohl auch der, daß die Brache endgültig verschwand und damit der Schäferei der Boden entzogen wurde. Die spätere Weideordnung spricht zunächst von einer Sommerweide und Winterweide, dann nur noch von Sommerweiden. Sie schreibt die Zahlen vor, nämlich 200 für die Sommer- und 300 Tiere für die Winterweide. Um eine Weide aufrechtzuerhalten, erwarb die Gemeinde 1889 im Wert von 1000 Mark Liegenschaften.

Die Viehtabellen weisen ab 1880-1903 keine Schafe mehr nach. Später allerdings unterhielt Markus Bönig wiederum eine Herde (siehe Bild), für die er von der Gemeinde den Weidetrieb pachtete. In der Weideordnung wurden das Befahren der Weide und das Pferchschlagen genau festgelegt. Als Sommerweide vom 1. März bis 1. November durfte der Weidegrund nur von morgens 7 Uhr bis abends 8 Uhr befahren werden. Die übrige Zeit hatten die Tiere im Pferch zu verbringen. Für die ehemalige Winterweide war die Zeit von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends für das Weiden vorgesehen. Die Weide wurde meistens auf 6 Jahre verpachtet. Für das Pferchschlagen galt ehemals fol-



Markus Rhein mit seiner Schafherde
(Repro aus „Abseits der Heerstraße“)

gende Ordnung: „Der Schafpferch verbleibt der Gemeinde, welcher wie bisher für jeden Monat einzeln versteigert wird, der Erlös wird dem Rechner zum Einzug überweisen, und ist jedes Jahr an Martini zu bezahlen. Sobald es die Witterung erlaubt, ist mit dem Pferchen zu beginnen, wofür die Zeit vom 1. April bis 1. November jedes Jahr angenommen wird. Kann aber vor dem 1. April und nach dem 1. November gepfercht werden, so hat dieses ebenfalls zu geschehen. Der Erlös für diesen Pferch gehört ebenfalls der Gemeindekasse. Der Pächter erhält von jeder Pferchnacht vom 1. April bis 25. Juli 1 Sester Spelz, jedes gleich 15 Liter in guter Ware. Der junge Klee darf zu keiner Jahreszeit, die Wiesen und Heumatten nur vom 1. November bis zum 25. März jeden Jahres beweidet werden. Der Schäfer hat Hütte und Hurte zu stellen und für den Schaden oder Beschädigungen an dritte selbst aufzukommen. Der Pächter erhält zur Benutzung zu dem Pacht 1 Viertel Acker in den

Kleeäckern neben dem Schaftrieb und Valtin Blatz. Der Pächter kann auf Wunsch eine Wohnung im alten Schulhaus erhalten, dazu die nötigen Ökonomiegebäude für einen jährlichen Mietzins von 25,- Mark.

Über den Pferch sagt die Weideordnung von 1893 folgendes:

Der der Gemeinde gehörige Pferch wird in Lose von drei, vier und fünf Nächte versteigert, je nachdem ein Sonn- oder Feiertag dazwischen fällt, weil an diesen Tagen der Pferch nicht geführt werden soll

Außer dem Steigerungspreis hat jeder Steigerer für jede Pferchnacht vom 1. März an, sobald das Pferchen beginnt bis zum 25. Juli 1 Sester oder 15 Liter Hafer und vom 25. Juli an bis zum Ende der Weidezeit 1 Sester oder 15 Liter Spelz zu entrichten in guter Ware an den Pächter.

Die Gemeindeglieder sprachen sich aber 1902 wegen der verursachten Schäden in ihren Privatwäldern und Grundstük-



Karl Sauer mit seiner Herde

ken gegen die Beibehaltung der Schäferei aus. Ein Begutachtungsbericht des Landwirtschaftslehrers Schmelzer (Schmezer?) urteilt wie folgt über die Schäferei:

Zunächst führt er an, daß die Schäferei „in welcher Form sie auch sein mag, nicht im Interesse der dortigen Landwirte liegt“. Dann gibt er die Weidegröße an: Sie „umfaßt im ganzen etwa 5 ha ständige Weide, während die Stoppelweide nach der Getreideernte etwa 100 ha ausmachen kann. Die vorhandenen Wiesen- gelände kommen für Schafweidenutzung nicht in Betracht, weil sie von der Beweidung ausgeschlossen sind. Obige 5 ha Weide bestehen aus einigen schmalen Feldwegen und Grasrainen, welche der Schäfer während der ganzen Weidezeit befahren darf. Das auf diesen Flächen wachsende Wiesenfutter ist nicht ergiebig und genügt für die vom Weidepächter in der Regel gehaltenen 150 Stück Brechschafe nicht. Weitere Weideflächen stehen dem Schäfer vor der Getreideernte nicht zur Verfügung.“

Aus dieser unzureichenden Ernährung erlaubten sich die Schäfer Übergriffe in Klee-, Wiesen- und Saatacker. Daß natürlich die Landwirte auf Dauer solche Schädigungen nicht duldeten, wenn auch aus Mitleid für die Schafe oft nichts unternommen wurde, war zu erwarten. Über die Rentabilität des Pferchens spricht sich Schmelzer sehr negativ aus und vergleicht die Kosten einer Pferchdüngung mit dem Kunstdünger. Der Pferchsteigerer hatte für die Dauer der Steigerung neben den Pferchkosten auch den Schäfer und seinen Hund zu verköstigen.

Schmelzer stellte für 100 Ar folgenden Vergleich an:

Pferch	Kunstdünger
4 Nächte Pferch	25 Pfund
mit 150 Schafen	Chilesalpeter
1 Nacht =	à 10 Pfennig =
1,60 M.	= 6,40 M.
	2,50 M.

Verköstigung des Schäfers 4 Tg.	100 Pfund Thomasmehl
= 4,00 M.	= 2,00 M.
Verköstigung der Hunde 4 Tg = 1,00 M.	100 Pfund Kainit
	= 1,80 M.
	Streuen ¹ / ₂ Tag-
	lohn = 1,00 M.
	<hr/>
11,40 M.	7,30 M.

Durch diese Appellation der Gemeindebürger scheint die Weideverpachtung vorübergehend eingestellt worden zu sein. Doch nach 1918 wurde sie wieder verpachtet.

	fl = Gulden
Schafpächter waren:	Pachtzins
1850 Franz Ehrmann	190 fl
1869 Schulz, Franz, eigene Herde	630 fl
Bönig, eigene Herde	644 fl
1875 Franz Schulz und Peter Schulz	660 fl
Joh. Georg Müller	305 fl
Josef Bönig	805 fl
1877 Karl Ludwig Schulz	475 fl
Karl (?) Nohe	358 fl
Josef Bönig	746 fl
1878 Markus und Josef Bönig	675 fl
1880 Josef Bönig	675 fl
Karl Herkert	167 fl
1881 Josef Bönig	796 fl
Karl Herkert	323 fl
1883 Karl Herkert	130 fl
1891 Karl Herkert	
1898 Markus Bönig verpachtet an Wilhelm Eberhard von Oberschefflenz	
1918 Wilhelm Schmeißer monatl.	400 M.
1920 Markus Rhein	3000 RM
1921 Markus Rhein	8000 RM
1924 Adam Bönig	1500 RM
1931 Markus Rhein	610 RM
1933 Karl Schulz, 190 Schafe	
1936 Josef Kraus	550 RM (39)

Wegen der Schäfergerechtigkeit hat die Gemeinde sehr viele Prozesse geführt, erst mit der Grundherrschaft und dann mit den Pächtern.

Nach Rudi Schmerbeck suchte das Großherzoglich Badische Schäfereiinstitut die Wollqualität der einzelnen Her-

den zu steigern. Es lieb spanische Widder aus. 1810 waren die Herden von Rittersbach mit diesen Widdern bereits veredelt. Ob Heidersbach dieses Angebot ausnutzte, konnte nicht festgestellt werden. 1902 wird von Brechschaften gesprochen.

Die Ziegen als „Kuh des armen Mannes“ wurden sehr wenig gehalten und meistens nur von Nicht-Landwirten.

Hühner und Gänse gackerten und schnatterten in stattlichen Gruppen durch die schlecht gepflegten Gärten der Gemeinde. Ein Bauerngut ohne Hühnerhof ist kaum zu denken.

Die Gemeinde bestellte auch einen Sauhirten. Dieser trieb die Schweine der Bauern auf die Weide. Das Gewinn Sauweide (Seelein) gibt dafür noch Zeugnis. Am Morgen ging er flötend durchs Dorf, da kamen grunzend die Borstentiere angesprungen. Hatte eine „Daus“ gejunzt, erhielt er dann ein Brot, an Kirchweih einen Kuchen und etwas Geld und von jedem Schlachtfest Fleisch oder Wurst. Zu Reichtum brachte es ein Sauhirt nie (siehe beigegefügte Erzählung).

Ähnlich erging es auch der Gänsehirtin (Gewinn Gänsewiese).

Bevor der Zucker auf den Markt kam, wurde mit Honig gesüßt. Deshalb hat man auch in Heidersbach der Bienenzucht alle Sorgfalt angedeihen lassen. Die Blüten des Heidekorns und des Lein lieferten reichlich Nektar und Pollen. Die strohgeflochtenen Bienenstöcke standen in einem eigens umzäunten Gärtlein, dem Bienengarten. Waren die „Kappen“ (Waben) gefüllt, schwefelten die Imker ihre Stöcke aus, um zum Honig zu kommen. Das Ausschweifeln jedoch dezimierte die Völker. Daher war man auf das „Schwärmen“ im Juni sehr bedacht. Mit Wasserspritzen, Trommeln, Pfeifen und sonstigen Mitteln rückte man „dem Schwarm“ zu Leibe.

1865 sind achtzehn Völker verzeichnet. 1913 werden dreizehn Imker mit 92 Völkern angegeben. Die Zuckerindustrie allerdings ließ das Interesse an der Honigproduktion schwinden. Richard Münch blieb der Imkerei treu und wurde vom Bienenzuchtverein mit einem Ehrendiplom 1965 geehrt.

5. WALD UND FORSTEN

Von jeher waren die Waldungen Privatbesitz. 1806 sagt Bürgermeister Henn: „Einwohner sind durch Eigenwaldung beholzt. Wenn Mittel angelegt werden, gibt es keinen Holzhandel, ist aber das nicht der Fall, tritt das Gegenteil ein. Bauholz wird aus den Privatwäldern gezogen, aber nicht mehr viel vorhanden.“

Graf von Helmstadt-Hochhausen, der die Grundherrschaft Eicholzheim gekauft hatte, berichtet anlässlich eines Kaufver-



Pumpbrunnen mit Brunnentrog (Kinder Wolfgang, Peter und Otmar Henn) 1939

trages über Walderwerb von 64 Morgen 24 Ruthen für 1460 fl: „In Heidersbach sind noch viele Waldteile zu erwerben von einzelnen Bürgern, sind abgeholzt und haben nur Anflug oder Stockauschlag von einigen Jahren. Seitdem sie aber wissen, daß ich Auftrag gegeben, dergleichen Ankäufe zu machen, erhöhen sie ihre Preise.“

Nach diesen Berichten waren die Wälder in sehr schlechtem Zustand. Während sich früher der Wohlstand mit auf den Holzreichtum stützte, hatten sich die Bürger, da sie den Wald frei bewirtschafteten, selbst ihres Grundkapitals beraubt. Dieser unordentliche raubbauartige Holzschlag hatte wohl durch die Koalitions- und Franzosenkriege seine Ursache. Waren doch die Schatzungen und Kontributionen auf die einzelnen Einwohner verteilt. Wie sollten sie aber ihre Schulden decken? Also ging man an den Wald. Zum andern aber raubte das „Laubrechen“ dem Waldboden den notwendigen Humus. Und die Beweidung zerstörte die jungen Kulturen. Man sagte damals, der Odenwald müßte „Ohne Wald“ heißen. Dem Waldfrevler wurde durch die Aufhebung der freien Bewirtschaftung ein Riegel vorgeschoben.

Die Gemeinde an sich besitzt keinen Wald. Der „Dicke Schlag“, den angeblich die Grundherrschaft der Gemeinde zum Kauf anbot, kam wegen eigennütziger Manipulation zweier Bürger an Großeicholzheim. Dieses Kapital fehlt der Gemeinde, sie ist mit Recht eine „arme Gemeinde“.

Buchen und Eichen sind/waren lange Zeit die Hauptbäume unserer Waldungen, doch bürgerte sich auch in großen Mengen die Birke ein, heute sind Nadelbäume im Vormarsch begriffen. Überschaut man das Heidersbacher Waldgebiet, so besteht es weitgehend aus Mischwald.

6. OBSTBAUMPFLEGE

Der Obstbau ließ und läßt z.T. auch heute noch viel zu wünschen übrig. Bürgermeister Henn berichtet 1803 über den Obstbau gar nichts. In einer Akte war vor hundert Jahren zu lesen: „Noch vor 20 Jahren hatte man nur wilde Obstbäume, dann wurde auch zahmes Obst gepflanzt, seit einigen Jahren - da man den Nutzen eingesehen - in großer Menge.“

1562 bittet die Gemeinde den Junkherrn, der das Recht hatte, Bannwein zu legen, „das eigene Gewächs mit willen des Junkherrn verbrauchen zu dürfen“. Bei den Grenzsteinbeschreibungen werden etliche „Bierbäume“ angeführt: Bierrain = Rain mit Birnbäumen bestanden, am Holzapfelbaum usw.

Die für den Odenwald gewöhnlichen Obstsorten waren auch hier gängig. 1806 meldet Bürgermeister Henn: „Der Ort ist mittelmäßig mit Obst versehen, keine gemeine Baumschule und kein schicklicher Platz zum Anlegen vorhanden. Ist ein Mann da, der etwas Kenntnis vom Obstbau hat.“

Nach der 1807 erlassenen Verordnung vom Rentamt Eicholzheim herrschte die Sitte vor, „Obstbäume auszubehalten“, d.h. bei Vererbung waren Obstbäume ausgeschlossen, was zur Folge hatte, daß zwei bis drei fremde Personen den Ertrag eines Obstbaumes unter sich teilten, während der Grundstücksbesitzer leer ausging. Nach 1807 konnten solche Obstbaumanteile nicht mehr vererbt werden. Auch wird 1806 durch Verordnung bestimmt, um die Schäden an Obstbäumen einzudämmen, keine Entschädigungen mehr aus der Gemeindekasse zu begleichen.

Die Ortsbereisungsprotokolle von 1833, 1835 und 1836 geben ein anschauliches Bild über den Obstbau. Danach wird das Fehlen einer ordentlichen Baumschule arg bemängelt. 1831 wurden von der

Unterrheinkreisregierung einige Vorschläge zur Hebung der Obstkulturen erlassen:

Das Protokoll von 1833 sagt:

1. Von den 1831 zum Vollzug angeordneten Vorschlägen ist nicht einer in Vollzug gesetzt worden.
2. Die Obstbäume stehen hier so sehr schlecht, daß diese eher Hecken und Büschen als Bäumen gleichen. Es sind vorerst die kräftigen auszulesen und die bestehenden auszuästen.
3. Die fehlenden Bäume <an der Straße> sind sämtlich mit edlen Äpfel und Birnen zu verpflanzen, hierzu müssen ein Schuh weite und drei Fuß tiefe Gruben gegraben werden; gegen Waldhausen zu sind die Bäume mehr in die Höhe zu schneiden.
4. Die Baumschule enthält 150 Stück Pflanzen.
5. Der Aufseher Nohe bezieht 6 fl jährlich, welche er bis jetzt nicht verdiente, deshalb hat er sich in Zukunft zu befleißigen, seinem Geschäft besser vorzustehen, anfalls man seine Entlassung beantrage.
6. Der Jugend wird kein Unterricht erteilt, die Unterrichtung hat sofort zu geschehen.
7. Frevel bemerkte man keine, obgleich sämtliche Bäume vereinzelt sind, was jedoch Folge der Verwahrlosung ist.

Protokoll 1835:

1. Hier wurde auch noch nichts von den 1833 angeordneten Vorschlägen befolgt und ausgeführt, weswegen der Bürgermeister wie der Baumaufseher zu größerem Fleiß in diesem so nützlichen Culturzweige aufzumuntern wären. Ferner sind sämtliche Bäume längs der Straße auszubessern:
 - a) die jüngeren auf eine Höhe von 6-7 Fuß auszuschneiden
 - b) die Wildlinge zu veredeln

- c) die Wurzelausschlägen abzunehmen
- d) die zur Ausbesserung (an Straßen) erforderlichen Bäume sind zu kaufen, weil der Bedarf, welcher hätte erzogen werden können, nicht gefunden wurde;
- e) auch geschieht die Ausbesserung besser vor als nach dem Winter, der Winterfeuchtigkeit wegen.
- f) Die sehr schlecht befundene Baumschule kann vermöge ihrer versumpften Lage nicht zum Nachtheil der Gemeinde länger daselbst belassen werden. Dem wird vom ganzen Gemeinderath widersprochen („uns ist der Platz ganz gut“). Das Bürgermeisteramt wird daher aufgefordert, einen freien, nicht vom Wasser beschädigt werdenden Platz auszumitteln, dieser muß (2 1/2 Fuß tief) gut umzäunt und nach gegebener Anleitung dem Lehrbuch nach angelegt und ein Beet mit Kern reihenweis angesät werden.
2. Der Aufseher Egenberger bezieht 3 fl 30 x, welche er bisher nicht verdient; derselbe ist zu größerem Fleiß anzuhalten, damit der Kulturzweig hier nutzbar gemacht wird.
3. Ist die Baumschule entsprechend angelegt, hat der Unterricht sofort zu beginnen.

Protokoll 1836: Hier ist noch alles in dem Zustand, wie man es vor 1831 gefunden hat und es scheint nicht, daß man von den herkömmlichen Gewohnheiten, den Baum sich selbst überlassend, die Straßenbäume wild stehend, weder beschnitten noch bebaut, abstehen will.

Joh. Egenberger erhält jetzt ein Lob, da er sich die Obstkultur mehr angelegen sein ließ als seither geschehen.

Aus diesen Berichten geht hervor, daß der Obstpflege sehr im argen lag, und wo Bäume schon standen, überließ man sie dem wilden Wachstum.

In einer Statistik von 1879/80 sind 859 Apfelbäume, 1293 Birnbäume, 255 Kirschbäume, 74 Pflaumenbäume, 2164 Zwetschgenbäume und 26 Nußbäume angegeben.

Davon wurden durch Winterkälte 161 Apfelbäume, 156 Birnbäume, 16 Kirschbäume, 9 Pflaumenbäume, 629 Zwetschgenbäume und 4 Nußbäume vernichtet.

Eine beigefügte Liste über den Baumbestand an den Straßen besagt, daß 85 Wildlinge vorhanden waren. Es bedurfte energischer Maßnahmen, bis man sich zu Änderungen bequemte. Schon 1835 wird dem Bürgermeister Ehrmann „eine empfindliche Strafe“ angedroht, falls die vom Staat gestellten Forderungen nicht erfüllt würden.

Obstbaumdirektor Metzger (aus Oberneudorf stammend), der die Agrarverhältnisse des Odenwaldes zu überprüfen hatte, berichtet 1847: „... Der Bauer ist so roh und undankbar, daß er den jungen Fruchtbaum, der ein Körbchen liefert, die Stütze versagt und zusammenbrechen läßt, während er bei guter Pflege immer mehr herangewachsen wäre und reichlichere Ernte geliefert haben würde. Allein der Bauer versteht dieses Geschäft nicht und weiß sich überhaupt selbst nicht zu rathen, weshalb ein Impuls für den Obstbau, wenn dieser gedeihen soll, durchaus nothwendig ist.“ (Schmerbeck, Agrarverfassung, S. 65)

1873 besaß die Gemeinde nach amtlicher Feststellung keine Baumschule - so war die 1833 erwähnte, aber schlecht gepflegte wieder eingegangen - und wird daher aufgefordert, dem landwirtschaftlichen Bezirksverein, der die Obstbaumschulen in Mudau übernommen hatte, beizutreten. Scheinbar zog es die Gemeinde vor, eine eigene zu errichten, führte aber, nach vielen Rückfragen zu urteilen, ihren Entschluß nicht durch. Erst 1890 wird ein Zuschuß von 80 Mark für die Anlage

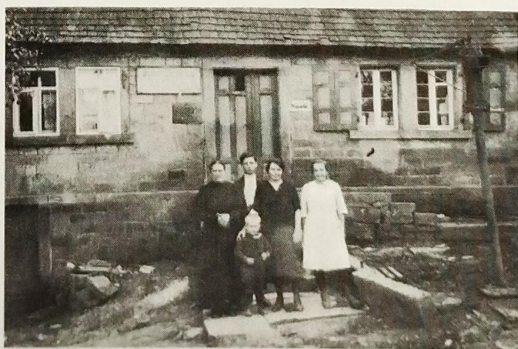
einer Musterbaumpflanzung, die von Hauptlehrer Kaltenmaier angelegt wurde, überwiesen.

An die Existenz einer Baumschule kann sich niemand mehr erinnern. Wahrscheinlich wurde diese Anlage, ohne ihren Wert zu erkennen, als finanzielle Belastung empfunden, „zumal ja die Bäume alleine wuchsen“.

1956 hat sich der Obstbaumverein unter Vorsitz von Otto Schulz neu zusammengefunden.

7. DAS ODENWALDHAUS

Den jetzigen Bauernhäusern sieht man ihre frühere Dürftigkeit nicht mehr an. Aus strohgedeckten Lehmhütten sind stattliche Häuser geworden. Früher war der Bauer sein eigener Baumeister. Heute besorgen dies die Maurer und Zimmerleute und die entsprechenden Handwerker. Doch ist die Nachbarschaftshilfe immer noch lebendig, weil jeder jeden einmal braucht. Die Steine zum Hausbau lieferten die Steinbrüche, das Holz die eigenen Wälder, Lehm wurde genügend im „Seelein“ gefunden. Das Odenwälder Bauernhaus stellt einen eigenen Typus dar, ist aber nicht so bekannt wie das Schwarzwaldhaus. Auch im Odenwaldhaus lag alles unter einem Dach. Der Stall befand sich zu ebener Erde, nebenan die Kellerräume. Über dem Stall lagen die



Kolonialwarengeschäft Heinrich und Lina Lutz



Odenwaldhaus 1930 (Wilhelm Ruck vor der Haustür)

Wohnräume. Eine schmale steile Stiege führte auf den Speicher. Je nach Lage des Hauses unterschied man ein gestelztes oder ein ungestelztes ebenerdiges Haus. Beim gestelzten Haus führte eine hohe sandsteinerne (meist) Doppeltreppe in die Wohnräume (siehe Abbildung).

Das Mauerwerk im Untergeschoß (Keller und Stall) wurde meistens aus Sandsteinen aufgeführt, darüber die übrigen Stockwerke im Fachwerk. In den Türsturz über der Haustür oder im Rundbogen des Kellers, aber auch im Gebälk des Fachwerkes ließen die Bauherren ihre Initialen einmeiseln. Nur noch zwei alte Jahreszahlen ließen sich finden. Nach 1800 ließ man einen Grundstein mit Jahreszahl und dem Namen des Erbauers in den Haussockel einmauern, z.B.

ERBAUT DURCH GEORG LUTZ IM JAHR 1834



Hofanlage mit Backhaus und Schuppen (Bäule), 1834



Hausmadonna am Bäckerhaus Alois Henn (Inscription: Franz Ehrmann, 1836)

Es war aber auch Brauch, Heiligenfiguren in die Hausnischen an der Hausfront zu stellen, meistens Marienstatuen. In den Stallnischen stand der Viehpatron Sankt Wendelin.

Die Fache des Fachwerkes wurden mit Lehmriegelwänden, ein mit Lehm und Stroh umwickeltes Reisiggeflecht aus Hasel- und Birkenruten, ausgefüllt und außen mit Strohlehm beworfen und verputzt. Das in den Lehm eingemengte Häckselstroh gab dem Lehm eine bessere Bindung. Die Fußböden, anfangs aus gestampftem Lehm, wurden mit Sandsteinplatten (später mit Fliesen) belegt. Spät erst zog der Holzfußboden ein. Die Keller- und Stallwände wurden im Winter mit Flachs und Hanfspreu (auch mit Farnkraut) ummantelt, so im kalten Winter 1929. Die Einführung der Stallfütterung und der Tierhaltung in Ställen machte es erforderlich, Wohnhaus und Scheune mit Stall voneinander zu trennen. Als das Bauholz nach 1850 knapp und knapper wurde, auch die Privatwäldungen teilweise „ausgeholt“ waren, führte man das Mauerwerk der Scheunen



Lourdes-Grotte im Garten der Eheleute Alois und Elfriede Schork
Foto: Brauch, 1990

und Wohnhäuser in Bruchsteinen auf, zumal in fast jeder Odenwaldgemeinde die tiefroten Sandsteine gebrochen werden konnten. Mancher bäuerlicher Bauherr zog aber das Fachwerkhaus dem Steinhaus vor, weil er es für gesünder hielt, oder weil er noch Bauholz in Reserve hatte, oder weil er es sich finanziell leisten konnte. Bevor die Petroleumlampe in die Häuser Eingang fand, beleuchteten Birken-, Buchen- oder Kiefernspäne die Stuben und Küchen. „Kienhölzer“ mußten immer vorrätig sein. Durch diese rußige Beleuchtung sahen die Wohnräume sehr verschwärzt aus. Man frischte sie - meist im Frühjahr - mit weißer oder gefärbter Kalkfarbe auf. An die Küche schloß sich vielmals ein von der Küche aus bedienbares Backhaus an. Natürlich gab es auch freistehende Backhäuser und Backöfen.

Solange die Ställe im Erdgeschoß des Hauses untergebracht waren, boten sie für die Viehhaltung wenig Raum. Sie waren viel zu niedrig, hatten schlechten Dunst- und Jaucheabzug. Mit dem Bau von geräumigen und zweckdienlichen

Scheunen verschwanden die engen Ställe aus den Häusern und fanden (schon aus Fütterungsgründen) in den Scheunen ihren Platz, wodurch eine mehrzählige Tierhaltung möglich wurde. „Eine Kuh deckt alle Armut zu“ galt noch recht lange als wichtiges Sprichwort. Die Kosten für eine mittlere Hofraite kamen im Durchschnitt auf zehn- bis nahezu zwölftausend Gulden zu stehen. Die hohen Baukosten waren für manchen Hausbesitzer mit ein Grund, daß viele Häuser einen ärmlichen Eindruck machten.

Bevor man in den Neubau einzog, segnete der Pfarrer das Haus und ging, Weihwasser sprengend, durch alle Räume, wo eine Kerze entzündet wurde. Wer zuerst das Haus betrat, tat den Spruch: „Glück ins Haus, Unglück hinaus“. Auch Stallungen und Scheunen erhielten den kirchlichen Segen.

Die Raumverhältnisse in einem alten Heidersbacher Bauernhaus waren eng, viel zu klein für die großen Familien, die durchschnittlich 8 bis 10 Köpfe zählten. In der Bauernstube spielte sich das ganze Familienleben ab. Es war eine große gedielte Stube. In einer Ecke hing das Kreuz, darunter stand ein großer eichener Tisch. Um die Wände liefen festgemachte Schranken (Bänke). Wohlhabendere ließen sich die Wände mit Holz bis zur Decke täfeln. Tisch und Stühle fertigte der Schreiner aus massivem Eichenholz, das Generationen überdauerte. An der Wand gegenüber stand ein großer eiserner Ofen, eine Art Kachelofen. Von unten her war er gemauert, dann wurde er von vier verschraubten Eisenplatten, in die Szenen aus der Bibel oder aus dem Bauernleben eingegossen waren, umgeben. Darüber erhob sich nun der eigentliche Kachelofen. Der Gesamtofen reichte vom Boden bis nahezu an die Decke. Geheizt wurde von der Küche aus. Eine Ofenbank umlief den Ofen nicht. Doch

räumte man dem Großvater oder der Oma stillschweigend den wärmsten Platz ein. Dann stand früher noch eine bemalte Truhe in der Ecke, später ein bemalter Schrank. In der Truhe pflegte die Hausfrau ihr besseres Geschirr, ihre Wäsche und ihren sonstigen besseren Hausrat aufzubewahren. Eine heutige Hausfrau mit ihrer modernen Kücheneinrichtung würde sich in der Küche ihrer Urgroßmutter nicht zurecht finden.

Die Küche war mehr die Kochstelle für Essen und Viehfutter. Da brannte auf dem fest gemauerten Herd ein offenes Feuer, darüber hing an einem Dreifuß ein großer Kessel. Der Rauch zog durch das offene Kamin ab. Seitlich auf einer Wasserbank stand in großen irdenen „Schaffen“ das Wasser. Überhaupt herrschte das irdene Geschirr vor, bis das Metallgeschirr seine irdenen Geschwister verdrängte. An der Wand hing ein Tellerbrett, wo die bunten Teller senkrecht nebeneinander aufgestellt wurden. Obendrauf waren die Töpfe und Kannen aus Steingut, mit sinnvollen Blumenmustern bemalt, gestülpt. Ebenfalls zierte ein Löffelbrett die weiß gekachelte Küchenwand.

Mit Zunder schlug man Feuer, bis dieser <wieder> durch das Schwefelholz verdrängt wurde. Die Männer allerdings gebrauchten dieses umständliche Feuerzeug zum Tabakanbrennen noch recht lange. Um im Winter am Morgen schnell einen Brand zu entfachen, ließ man unter der Asche die Glut weiterschwelten. Der Kachelofen in der Stube wurde ebenfalls von der Küche aus geheizt, ebenso konnte die Bauersfrau von der Herdstatt aus den Backofen bedienen, wo sie jede Woche 6 bis 12 duftende Kornbrote in runden Laiben buk und den Festtagskuchen. Meistens konnte man von der Küche aus in den Hof oder sonst ins Freie kommen. Und war der Backofen



Frauen und Kinder bewältigen die Feldarbeit im Kriegsjahr 1940, hier Vesperpause auf der Limbacher Höhe

von der Küche aus nicht zu bedienen, so war er durch diese Hintertür aus zu erreichen. Hinter- und Haustüre ähnelten den Stalltüren mit Ober- und Unterflügeln, die mit einem Reiber von innen verriegelt wurden.

Das bäuerliche Schlafgemach zeigte keinen Pomp. Doch war es auch gemütlich und freundlich eingerichtet. Die Eheleute schliefen in einem großen Doppelbett. Und nicht selten wälzten sie sich, von Kummer und Sorgen bedrückt, auf ihrem Strohsack. Mit buntgewürfelter Leinenwäsche überzog die Bäuerin die Kissen und die Bettdecke. Schlug man diese zurück, war die Unterseite mit weißem Leinen bezogen. Die Wiege durfte im bäuerlichen Schlafgemach nicht fehlen. Bei einer gesunden Bauernfamilie begannen 5 bis 8 Kinder ihren Lebenslauf. Denn es galt noch das Wort: „Viel Kinder, viel Vaterunser“. Allerdings war in früheren Zeiten die Kindersterblichkeit groß, so daß viele Eltern ihren Kindern ins Grab schauen mußten.

8. BAUERNBROT MACHT WANGEN ROT

Die bäuerliche Kost war einfach, aber kräftig. Bei Festen sparte man nicht mit dem Essen. Man sagte: „Lieber ein Pfund zuviel als ein Gramm zu wenig.“ Der Küchenezettel allerdings richtete sich

immer nach den angebauten Erzeugnissen. Bevor die Kartoffel allgemein bekannt war, bildeten die Hülsenfrüchte, die Hirse, der Hafer und Mehlspeisen die Hauptmahlzeiten, die in verschiedenartigen Gerichten aufgetischt wurden. Sauerkraut durfte auf dem Bauertisch nicht fehlen. Das Mehl - anfangs Dinkel-, später Weizenmehl, wurde zu verschiedenen Nudelsorten verwendet. Kornmehl eignete sich weniger gut zum Kochen. Zum Essen versammelte sich die ganze Familie nebst dem Hausgesinde um den einfach gedeckten Tisch. Die Kinder hatten auf der Bank ihren Platz. Ohne Rangordnung folgten die Großen. Vor dem Essen sprachen die Kinder stehend das Tischgebet, dann hatten sie zu schweigen. Die Mutter legte jedem seinen Teil auf den Teller, die sie dann früher mit ihren Holzlöffeln, später mit Metallbestecken auslöffelten. Nur dem Gast gönnte man ein Metallbesteck mit Holzgriffen.

Das Abendessen gestaltete sich meist einfacher. Eine Milchsuppe oder Sauermilch kam in einem großen Topf auf den Tisch, woraus alle löffelten und ihr Brot bzw. ihre Kartoffeln dazu aßen. In ärmeren Familien bestand das Essen mehr als oft aus Kartoffeln und Salz und Süßmilch. Nach dem Essen wurden die Kinder ins Bett geschickt. Je nach Alter schliefen immer 2 oder 3 Geschwister gleichen Geschlechts in einer Schlafstelle, doch war die Bubenkammer von der Mädchenstube getrennt. Die jüngsten durften bei den Eltern schlafen. Ganz früher waren die Schlafdecken der Kinder mit Haferspreu gefüllt, und auf Strohsäcken wurde geschlafen.

Ein örtliches Spezialgericht gab es nicht. Dörrobst aus „Birnschnitz“ und Zwetschgen, natürlich Hausmarke, wird hier wie überall gern verzehrt. Auch die oft erwähnten „Semmete“ kamen auf den Tisch. Sie waren eine typische Armutspeise. Manche Köchin mag mit jener

ausgerufen haben: „Lieber Gott, laß es Semmete werden, Knöpf sind's schon.“ - Obwohl die Kartoffeln in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts schwer Eingang fanden (denn was der Bauer nicht kennt, frißt er nicht) will sie heute niemand mehr missen. Ohne sie wäre manche Hungersnot entstanden. Wie stöhnten unsere Voreltern, als 1816 durch anhaltenden Regen die Kartoffelernte vernichtet wurde, oder wie die Hitze 1947 die Kartoffelfelder vertrocknete. Die Köchin wird viel Lob ernten, die nicht nur Pellkartoffeln, Kartoffelschnitz, Bratkartoffeln, Breikartoffeln und noch Kartoffelsalat zuzubereiten weiß, sondern auch Rahmkartoffeln, saure Brühe, Kartoffelkühle, Kartoffelhörnle, Schupfnudeln (als Stöpferle bekannt), Kartoffelklöße aus rohen und gekochten Kartoffeln, Pommes frites und wie die Gerichte alle heißen. Ungefähr mit der Kartoffel kam auch der Bohnenkaffee. Anfangs wußten viele nicht, wie man die Bohnen verwertete und kochten eine Art Bohnensuppe (beigefügte Erzählung). Großvater und Großmutter wollten natürlich damals auch nichts von dem verrückten städtischen Getränk wissen und schlürften unverdrossen ihren selbstgebrannten Malzkaffee mit Zichorienzusatz und eingebrocktem Brot.

Der Freitag wurde aus religiöser Überzeugung heraus als fleischloser Tag gehalten (heute ist auch diese Sitte schon verflacht). An diesem Tag wurde gebacken und gebackelt: Pfannkuchen, Dampfnudeln mit und ohne Bohnen-, Kartoffel- oder Brotsuppe.

Als Getränk holte man aus dem Keller ein Lägele (Krügel) Most. Bier trank man nur im Gasthaus, früher im „Grünen Baum“ und in der „Krone“, heute beim „Löwen“- und bei der „Linden“ wirtin. Kindern wurde der Most vorenthalten. Das „Vespenn“ ist hier in großer Übung.

Man vespert zuhause und in den Gasthäusern, je nach Barmitteln.

Die Gemüsesorten sind nach wie vor gleich geblieben. So zieht die Hausfrau in ihrem Garten neben Blumen Spinat, Wirsing, Mangold, Weiß- und Rotkohl, Kohlrabi und Erdrüben, Blumenkohl, Gelbe Rüben und Salat. Die Spargel gedeihen hier nicht. Und wem diese Gemüseplatte nicht reichte, der suchte sich noch Pilze, junge Brennnesseln oder auch jungen Löwenzahn.

Hauptnahrungsmittel war jedoch das Brot. Der Süddeutsche will zu jedem Essen eine Schnitte Brot. Das Brotbacken war für die Bäuerin immer eine Schwerstarbeit. Mehl für 6 bis 12 flachrunde Laibe kneten (oder zu treten), kostete allerhand Mühe. Während die Mutter knetete, Mehl streute, den Laib um und um warf, glühten auf den Ziegelplatten des Backofens die „Backhölzer“ (lange Buchenholzscheite). Standen dann die Laibe fein in Napftücher eingeschlagen im Stroh- oder Kornnapf auf dem Tisch, kratzte die Bäuerin die Holzglute mit einer Kratze aus dem Ofen, wischte den Aschenrest mit einem an einer Holzstange befestigten nassen Fetzen fort, schob dann mit dem Schieber die Laibe in das Ofenloch. Seitlich brannte ein kleineres Feuer, um den Ofen zu erhellen. So rot wie die Glut glühte das Gesicht der Hausfrau.

Nicht selten kam es vor, daß die Nachbarinnen diese Gelegenheit ausnutzten und schnell ihren Zwiebel- oder Zimtkuchen herbeitrugten oder den Kranz, den Bund (Guglhupf) oder gar ein Mohnbrot oder auch noch einen dicken Hefekuchen aus Weißmehl in Laibform. Der Backlohn wurde hierbei im „Gegenseitig“ entrichtet. Ein auf der heißen Herdplatte gebackener Brotteigrest war wegen der Schmackhaftigkeit oft ein Zankobjekt unter der Kinderschar. Heute werken die



Gemischtes Gespann auf dem Weg zum Feld

Hausfrauen zwar noch aus, tragen die Brote aber zum Bäcker. Bäckerbrot aßen nur die anderen. Dieses Kornbrot hielt gesund, die Zähne dauerhaft und machte die Wangen rot. Bevor ein Laib angeschnitten wurde, ritzte die Mutter drei Kreuze auf die Herdseite des Brotes, denn es galt als Gottesgabe. Brotverderben rechnete man sich als Sünde an. Brachte der Vater sein trockenes Stück Brot vom Feld wieder zurück, war dies als „Hasenbrot“ (das über 99 Würzelchen gegangen) für die Kinder ein Leckerbissen. Gebildbrote buk der Bäcker nur zur Weihnachts- und Osterzeit: Brezeln, Osterhasen, Nickel, Kringel und Ringe mit und ohne Zopfmuster.

9. TAGES- UND NACHTZEIT

Die Zeiteinteilung ist heute traditionsverbunden. Uhren waren früher kein Allgemeingut. In der Stube tickte eine Stand- oder Schwarzwalduhr. Die „Sackuhr“ trug man an einer blitzenden Kette nur am Sonntag. Die Damen waren selten im Besitz einer Uhr. Sie konnten sich keine Uhrkette über den Bauch spannen. Das Fehlen einer Turmuhr wurde in den alten Zeiten als Mangel empfunden. Doch wußte man sich auch hier zu helfen. Man hing ein Glöckchen auf die alte Schule, das der Lehrer bediente. Morgens, mittags und abends tönte es mit seiner hel-

len Stimme durch das Tal. Mit den Kirchenglocken verschwand dieses idyllische Glockentürmchen. Hier ging's nach dem Wort: „Die Großen verdrängen die Kleinen.“ Beim Ertönen der Glocke entblößten die Männer ihr Haupt, das noch so erregte Gespräch verstummte in den Häusern wie auf der Straße. Man betete den englischen Gruß.

Nach dem Mittagessen begann die Abendzeit und mit der Dämmerung die Nacht. Die „Mittagsschule“ hieß „Owendsschul“, die Mittagsandacht (um 13.30 Uhr) „Owendskerch“. War um 7 Uhr abends irgendeine Übungsstunde angesetzt, so hieß es „heut nacht“. Die Regelmäßigkeit der Postbuslinien trug ebenfalls zu festen Zeitbestimmungen bei. So rechnete man: „nach dem ersten Bus“, „wenn der sechs Uhr Bus kommt“, „beim siebene Bus“. Das Läu-

werk des Dampfzügles Mosbach - Mudau war ebenfalls eine „lebendige Uhr“. Auch nach den Fabriksirenen der Limbacher Lampenschirmfabrik bestimmte man die Mittags- und Vesperzeit. Das Schießen in den Basaltbrüchen des Katzenbuckels war den Leuten auch eine Uhr. Die bäuerliche Arbeit und die Fruchtfolge brachten ebenfalls Zeitbegriffe: „Um die Fütternszeit“, „vor der Heu“ bzw. „Kartoffelernte“ oder „nach der Kartoffelernte“, „um den Välttestag“, „auf den Stephestag“ (=26. Dez.). Daten rechnete man fast nur nach dem Heiligenkalendar, so in alten Urkunden: „drei Tage nach Martini“, „acht Täg nach dem Annafest“ usw. Um die Jahreszahl kümmerte man sich fast nicht. Auch sie wurde umschrieben: „5 Jahr nach dem großen Regen“, „im 3. Jahr nach dem Franzosenkrieg“, „bald nach dem Russeneinbruch“.



Familie Adam Bönig, 1910

10. KLEIDER MACHEN LEUTE

Eine besondere Tracht kannten die Heidersbacher nicht mehr. Sie glich eben den übrigen Trachten. Doch hatte fast jedes Dorf oder Tal besondere Zeichen an ihren Trachten, und schön gekleidet wollten die Damen von jeher sein. Die Stadtmode und die einschlägigen Modehefte, auch der starke Verkehr untereinander ließ die Trachten ganz verschwinden. Noch um die Jahrhundertwende konnte man vom „zurückgebliebenen“ Landvolk reden. Nach dem Ersten Weltkrieg schon verringerte sich dieser Abstand. Heute sind die Grenzen verwischt. Früher konnte man von einer „Hochnäsigen“ hören oder „die geht aus wie die Pfalzgraftochter“ oder „die macht's den Schullehrerstöchtern nach“.

Rödter beschreibt die Kleidung so (S. 335 ff.):

„So erkannte man die 'Mainzerli' (= zu Mainz gehörig) von Seckach und Schlierstadt an ihrem vielen Rot“, die „Deutschherrischen“ an ihrer scheckigen Tracht“. Auch das Schönheitsideal unterlag dem Wandel der Zeit. Bald war „die Dünnsie die Schönste“, dann war es wieder „die Dickste“. Um dick zu sein, trugen diese Schönheitsnarren statt einem Unterkleid mehrere, bis die Wattröcke oder Reifröcke ihnen zu Hilfe kamen. Soll es doch vorgekommen sein, daß sich Mädchen Faßreifen in ihre Röcke nähten. Beim Tanzen sang man: „Die möcht ich haben, die steht mir an, die hat einen schönen Wattrock an.“ Die Männer waren und sind in ihrer Mode immer konservativer. So hat sich lange der typische „Dreimaster“ erhalten. Doch mußte er auch vor der Jahrhundertwende dem modischen Hut und der Kappe weichen. Selbst die Heimatvertriebenen, die anfangs noch in ihren mitgebrachten Trachten einhergingen, haben sich vollkommen ihrer modernen Umwelt angepaßt. Die Dirndl-



Odenwälder Trachten, Gemälde von Theo Schöllig, Mudau, im Besitz des Verfassers

Kleider sind der letzte Rest, der noch etwas trachtenartig angehaucht ist.

Die Werktagskleidung allerdings wurde noch lange Zeit aus dem selbstgesponnenen und gewebten Leinen geschneidert, bis die mechanischen Webstühle und die Bekleidungsindustrie billigere und bessere Stoffe auf den Markt brachte.

11. GESELLIGKEIT, ORIGINALE UND SONDERLINGE

Die Heidersbacher liebten schon immer die Geselligkeit, Musik und Tanz. Die meisten Burschen waren des Ziehharmonikaspielens kundig. Die langen Winternächte waren zur Geselligkeit wie geschaffen. Die Mädchen suchten ihre Freundinnen auf, da wurde gestrickt und gestickt, gehäkelt und gefädelt. Die Männer trafen sich zum Most, beim Peter oder Heiner, vielfach auch in der warmen Backstube. Die Burschen „randalieren“ in den Schenken. Nur die Hausfrau war und ist noch immer an den Herd gebunden. Seit um die Jahrhundertwen-



Gut beschirmte Heidersbacher Mädchen

de die Vereine wie Pilze aus der Erde schossen, kam auch die Vereinsbühne in Schwung. Das Laienspiel übte schon immer einen großen Reiz auf die Zuschauer aus. „Auf Weihnachten will die Jugend spielen und die Alten gucken“. Ohne Theaterspiel sei es kein richtiges Weihnachten. So kam es auch in Heidersbach zu einer Spieltradition. Je mehr Tränen flossen, d.h. je mehr das Gemüt angesprochen wurde, umso schöner war das Stück. Die Spielleitung lag meistens in den Händen des Lehrers. Er mußte in dieser Hinsicht ein Alleskönner sein. Wer die Hauptrolle erhielt, trug seinen Kopf um diese Zeit höher. Das erste „große Theater“ entstand bereits bei der Rollenverteilung. Trotz allem ging außer im Krieg immer ein Stück über die Bretter.

Um die Geselligkeit pflegen zu können, müssen auch Menschen da sein, die gesellig veranlagt sind, bei denen man sich wohl und heimisch fühlt. Je mehr Späße einer machen und je schlagfertiger jemand parieren kann, desto mehr wird er seine Umwelt an sich ziehen. Was will der Unterhalten-sein-Wollende? Sein Selbst vergessen für einige Minuten. Oft wissen solche nicht, welche große Mühe und geistige Kraft der Unterhalter aufwenden muß, damit andere lachen können. Auch der Humor will erarbeitet sein. Glücklicherweise hat der Herrgott in die Wiege gelegt. Solche werden

auf dem Land „Originale“ oder „Unikum“ geheißen, d.h. einmalig.

Fast in jedem Dorf lebte so ein „Einmaliger“. Wo er auftauchte, war Stimmung und Leben. Und so ein „Einmaliger“ soll der „Schweizers Dick“ gewesen sein. Die Schnurren, die man von ihm erzählt, sind köstlich (siehe Anhang). Er soll trotz seiner leichten Erregbarkeit viel Gutes getan haben. Einer Bauernwittib, die sechs „Säule“ hatte, aber keine Milch für ihre Zöglinge aufbrachte, entwendete er heimlich einige „Säule“. Als diese biedere Bauersfrau den Raub bemerkte, ging Zetern und Jammern an. Niemand wußte etwas von dem Diebstahl. Als das Verbrechen allgemein bekannt war, tauchte plötzlich „Schweizers Dick“ auf (er schien über Land gegangen zu sein). Er warf der noch trauernden Wittib einige Taler vor die Füße: „Da, heul nicht, die andern hol ich morgen. In Seckach hab ich sie einem in den Stall gesetzt.“ Und fort war er. Die restlichen Ferkel verschwanden auf die gleiche mysteriöse Weise, und die Bäuerin hatte keinen schlechten Handel getan.

Er soll drei Häuser gebaut haben. Seine Hilfsmannschaft pflegte er so zusammenzutrommeln: „Morgen um 6 Uhr im hinteren Weilbach, alla auf, wirf dein Zeug da an Rand.“ Keiner erlaubte sich wegzubleiben, sonst mußte er gewärtig sein, anderntags eine Peitsche um die Ohren pfeifen zu hören.

Einmal brauchte er Bauholz. Er hieb einige Bäume um, ästete sie aus und ließ sie sogar von dem Besitzer kostenlos heimführen. Man sagte: „Er organisierte, um anderen zu helfen.“ Einer anderen Wittib baute er „kostenlos“ ein Kellergewölbe. Wo der „Schweizers Dick“ auftauchte, gab es etwas zu lachen, zu streiten, zu necken und zu foppen.

Es gab auch noch andere „Einmalige“, auf die man allerdings mit Fingern zeig-

te. Da war ein Johannes Maier, „ein gemeiner und schädlicher Holzfrevler“. Er gab durch sein gescheitertes Leben Anlaß zum Füllen eines dicken Aktenbündels. Er hatte Ortsverbot, wurde arretiert, ging wieder auf den Glashof arbeiten und fand trotz aller Hindernisse immer wieder zu seiner Geliebten, mit der er eine Schar Kinder zeugte, die der Gemeinde zur Last fielen, bis er endlich nach dem Tod seiner ersten Frau den Kindern ein rechtmäßiger Vater wurde.

12. BÜRGERRECHT UND VERMÖGENSNACHWEIS

Um das Bürgerrecht erwerben zu können, mußte der Nachweis über ein gewisses Vermögen (500 fl. mindestens) erbracht werden, besonders von Ausmärkern. Wollte sich jemand im Ort häuslich niederlassen, mußte auch er seine Vermögensverhältnisse dartun. Die Gemeinden hatten mit ihrer Kasse für die Armen zu sorgen. So war man nicht entzückt, finanzschwache Übersiedler zu erhalten. Und solange die Betreffenden keinen Heimatschein vorweisen konnten, setzte die gemeindliche Unterstützungspflicht nicht ein.

Auch die Heiratserlaubnis mußte staatlich eingeholt werden. Unter den Antragspapieren hatte sich auch ein beglaubigtes Vermögenszeugnis zu befinden. Einige Beispiele:

Georg Haafner von Epfenbach wollte 1817 mit Erlaubnis der Grundherrschaft in Heidersbach ein Gut übernehmen. Er wies ein Reinvermögen von 1600 fl. nach. Das Gut konnte er kaufen, mußte später aber wieder verkaufen und endete im Armenhaus.

Dem Johann Adam Noe von Heidersbach wurden 1827, „da es ihm bis jetzt an der gesetzlichen Befähigung zur Erwerbung des Meisterrechts gebricht“, sein Bürger-

rechtsgesuch und die Heiratserlaubnis abgelehnt.

Als die Eheleute Michael Münch aus Langenelz und Maria Anna geb. Müller sich in Heidersbach bürgerlich annehmen lassen wollten, hatten sie folgendes Gesuch auszufertigen:

ANTRAG

I. Vermögen betreffend

1. Welches Vermögen besitzt der Bewerber als Eigenthum und zwar:

a) an Liegenschaften auf der Ortsgemarkung?

Antwort: Keine

b) an dergleichen auswärts?

Antwort: In der aufzunehmenden Gemeinde Heidersbach hat sich derselbe Liegenschaften angekauft, die mithin dem Gemeinderat daselbst am besten bekannt sein werden.

c) an Fahrnissen ohne Einrechnung der Luxusgestände, des nothwendigen Hausgerätes usw.?

Antwort: Die Fahrnisse, welche hierher gehören, hat der Eigenthümer mit den Liegenschaften auf Heidersbacher Gemarkung übernommen und müssen daher dem Gemeinderat bestens bekannt sein. Nach Aussagen des Bewerbers waren sie um 500 fl - 550 fl gerichtlich angeschlagen.

d) an Unterpfang:

Michael Münch hat ein väterliches Vermögen laut Theilung von etwa 370 fl - welches auf die vom Vater hinterlassenen Liegenschaften eingetragen ist. Seine Frau Maria Anna besitzt auf Hypothek - 700 fl - zusammen also 1070 fl.

auf Handschrift: Bei verschiedenen vermöglichen Schuldner 430 fl.

2. Welche Schulden sind auf obige Liegenschaften eingetragen?

An dem Kaufschilling für obige Liegenschaften und Fahrnisse im Betrage von 2400 fl - sind ca. 325 fl bezahlt, das übrige restiert noch.

3. Welche uneingetragene Schulden des Bewerbers sind dem G.R. bekannt? (=Gemeinderat)

Dem G.R. sind keine uneingetragenen Schulden bekannt, auch sind im hiesigen Pfandbuche keine eingetragen.

4. Besitzt derselbe das zur Führung einer Haushaltung notwendige Hausgerät, oder welche Mittel besitzt er, sich dasselbe anzuschaffen?

Derselbe besitzt mehr als die nothwendigen Fahrnisse zur Führung eines Hauswesens.

5. Die Bewerber besitzen ihr oben angegebenes Vermögen als elterliches Erbtheil.

II. Den Leumund betreffend

1. befindet sich der Bewerber in einem der Fälle des § 18 Ziffer 2-16 des Bürgerrechtsgesetzes?

Nein.

2. ...

3. Ist der Bewerber ein ordentlicher Haushälter und führt er überhaupt einen geregelten Lebenswandel?

Ja.

4. Besonderes Zeugnis des Pfarramtes:

Dem Michael Münch von Langenelz und dessen Ehefrau Maria Anna geborene Müller von Auerbach wird hiermit pfarramtlich bezeugt, daß sie sich immer als achtungswerte, brave Eheleute bewiesen und beide auch immer einen religiösen sittlichen Lebenswandel damit verbunden haben, und dadurch sich die volle Zufriedenheit ihres Seelsorgers erworben haben, was ihnen hiermit mit besonderem Vergnügen bezeugt wird.

Mudau, den 9. Februar 1852

Großherzogl. Pfarramt

Stalf, Pfarrer

Nachstehende Fragen wurden sorgfältig geprüft und beantwortet, was hiermit pflichthaft beurkunden.

Langenelz, den 9. Februar 1852

Der Gemeinderath

Biemer, Bürgermeister

Schäfer

Mechler

Münch

Rsch. Schneider

Aus diesem Aktenstück geht hervor, daß die Bewerber des Bürgerrechts ein gut fundiertes Vermögen zur Ernährung nachweisen mußten. Die vielen Bürgerrechtsprozesse, welche die Gemeinde führte, legen dar, daß sie gegen Vermögende keine Einwände aufbrachte, dagegen ihren verarmten Ortskindern mit allerlei Gründen das Bürgerrecht abzuspochen versuchte. Erst viele vorgebrachte Gegen Gründe verhalfen den Bittstellern zu ihrem Recht. So wollte man z. B. dem Johann Georg wegen eines Fußleides die Heiraterlaubnis entziehen. Das größte Kapital aber, das ein Mensch besitzt, nämlich gesunde Körperkraft, Arbeitsfreudigkeit und Arbeitswilligkeit wurde vollkommen außer acht gelassen, so daß selbst die Unterrhein-Main-Regierung auf diese Punkte abheben mußte. Gewiß waren die damaligen Gemeinräte Kinder ihrer Zeit und dachten wie ihre Zeit (auch andere Gemeinden wehrten sich, Heimatscheine auszustellen). Allein die Ortsbereisungsprotokolle von über fünfzig Jahren sind nicht angetan, die damalige Ortsbehörde mit Lobeshymnen zu überschütten.

Bei dem Bürgerrechts- und Verhehlungsprozeß der Katharina Henn von Heidersbach, in Karlsruhe bedienstet, findet sich eine Vermögensaufstellung, die einen Einblick in die persönlichen Bedürfnisse des einzelnen geben:

Karlsruhe, den 20. Mai 1865

Fahrnis:

fl = Gulden x = Kreuzer

Ein paar goldene Ohrringe	3 fl 20	<i>Bettung:</i>	
zwei silberne Kaffeelöffel	2 fl —	1 Bett bestehend in	
<i>Frauenkleider:</i>		1 Deckbett	15 fl —
1 schwarzer Tuchrad	12 fl —	1 Seegrasmatratze	8 fl —
1 schwarzes Thibetkleid	10 fl —	1 Pfulben	4 fl 30
1 lila karrorirtes halbw. Kleid	7 fl —	2 Kissen	7 fl —
1 grau gestreiftes bauw. Kleid	4 fl —	1 Strohsack	<u>3 fl —</u>
1 schwarz karrorirtes			37 fl 30
baumw. Kleid	3 fl 45	1 deßgleichen bestehend in	
1 grün gestreiftes halbw. Kleid	3 fl 30	1 Plümeau und Bonvert	12 fl —
1 geblühtes Pers. Kleid	4 fl —	1 Roßhaarmatratze und Polster	28 fl —
1 schwarzer Morée Unterrock	4 fl —	1 Pfulben	6 fl —
1 schwarzer Rock, ein Peter	2 fl 30	2 Kissen	8 fl —
1 weißer Piqué Unterrock	3 fl —	1 Strohsack	<u>3 fl —</u>
2 weiße Schirting Unterröcke	3 fl —		<u>57 fl —</u>
2 wattierte Unterröcke	5 fl —		230 fl 20
1 grauer Lusterock samt Peter	2 fl 30	<i>Weiszeug:</i>	
6 verschiedene Schürzen	3 fl —	2 farbige Deckbettziechen	10 fl —
12 paar weiße baumw. Strümpfe	6 fl —	2 farbige Pfulbenziechen	3 fl —
17 leinene Hemden	22 fl 30	5 farbige Kissenziechen	5 fl —
1 schwarzes seidenes Rad	11 fl —	3 Leintücher	9 fl —
1 schwarzes wollenes Halstuch	3 fl —	2 Tischtücher	2 fl —
1 graues wollenes Halstuch	2 fl —	2 Servietten	1 fl —
1 graues wollenes Halstuch	<u>2 fl 30</u>	12 Handtücher	4 fl —
	112 fl 95	2 weise barch. Pfulben	3 fl —
9 weiße Sacktücher	2 fl 15	2 weise Schürze	40
2 seidene Schlupfhalstüchle	1 fl —	1 Piqué Bettspreer	3 fl —
3 Bettjacken	2 fl —	6 paar versch. Fenstervorhänge	3 fl 30
6 Schlafhauben	1 fl 15	<i>Schreinerwerk:</i>	
3 weiße baumw. Halstüchle	45	1 tann. 2thüriger Schrank	12 fl —
2 paar Beinkleider	1 fl 40	1 nußbaum Kommod	18 fl —
2 paar Unterärmel	1 fl 20	1 nußbaum Bettlade	12 fl —
4 ..unissette	2 fl —	1 tannene Bettlade	4 fl 30
2 paar Zugstiefel	4 fl —	2 Strohstuhl	2 fl —
1 paar Lederschuh	1 fl 30	1 kleines tannenes Schränkchen	1 fl 30
1 paar Pantoffel	1 fl 45	1 kleines tannenes Tischchen	30
<i>Hausrath:</i>		2 Rohrstühle	3 fl —
1 Handbeil	20	1 tannener Tisch	4 fl —
1 porzel. Waschschüssel	15	1 Koffer	2 fl 30
1 Staubbesen und Schrupfer	1 fl 15	<i>Küchengeräthe:</i>	
1 Kaffee Brett	30	1 Kaffemühle	30
4 verschiedene porzel. Tassen	1 fl —	1 Omlettpfanne	20
4 Kelchgläser	25	3 Blechhäfen	1 fl 30
5 verschied. Trinkgläser	20	1 Schopflöffel	20
1 Deckelglas	30	1 Reibeisen	
1 Reisetasche	1 fl 30	3 Wasserkübel	1 fl 30

1 eisener Kohlenbehälter	1 fl —
1 Feuerschäufel und Hacken	20
12 Stück Porzellan	<u>45</u>
	339 fl 05
1 blechernes Ölkännchen	15
1 Partie irdenes Geschirr	1 fl —
<i>verschiedener Hausrath:</i>	
1 Spiegel in Goldrahmen	30
6 Stück Bilder unter Glas	2 fl —
1 Bügeleisen	2 fl 30
1 Staubschäufel und Handbesen	30
4 verschiedene Körbe	1 fl 40
1 brauner Hängekorb	1 fl —
1 Bügelteppich	1 fl 30
1 Walderuhr	1 fl —
1 Wandkorb	20
6 Eßlöffel	45
4 Messer und Gabeln	<u>40</u>
	364 fl 20

Katharina Henn war demnach eine nobel ausgestaffierte Person, die schon einige Werte mit in die Ehe brachte. Soviel über das Bürgerrecht.

13. TECHNIK UND INDUSTRIE

Uns Heutige erschüttert eine neue technische Erfindung nicht mehr. Damals aber, als die Eisenbahn, das Auto, das Fahrrad in Erscheinung traten, waren die Gemüther sehr erregt. Man verschrie sie als Teufelsdinger. Trotzdem bediente sich der Gemahl von Amalia Lang einer solchen Teufelsmaschine. Er war der erste Radfahrer in Heidersbach. Die Älteren können sich noch an seine holzbereifte Draisine erinnern.

So klein und unbedeutend Heidersbach war, und auch so abgelegen, so hatten einige doch ein offenes Auge für technischen Fortschritt.

A) BASTELEIEN DES MARKUS BÖNIG

Das Tagebuch des Markus Bönig von 1867 verzeichnet einen Brief, worin Bönig um das Patent für eine von ihm erfundene Sämaschine, „deren Arbeitsweise gut

erprobt war“, einkommt. Leider gibt das Tagebuch keine Auskunft, ob der Patentbrief erteilt wurde.

Markus Bönig hat besagte Maschine in seiner eigenen Werkstatt gebaut. Der eingesandte Brief hat folgenden Wortlaut:

Großherzogliches, Hochpreifliches Ministerium des Innern, Unterthänigste Bitte des Mechanigers Markus Bönig von Heidersbach um Ertheilung des Patents für seine neu erfundene Getreidesämaschine betreffend.

Nach langem Bemühen und durch größeren Zeitaufwand, ist es mir gelungen eine Maschine zu erfinden mit welcher auf eine einfachere, wohlfeilern und zweckmäßigeren Weise, das Säen der Getreide mit bedeutendem Zeitgewinn betrieben werden kann. Seit drei Jahren habe ich diese Maschine fertig, alle Versuche, welche mit derselben gemacht worden sind, haben nach dem einstimmlichen Zeugniß der Sachkundigen, welche ich unter amtlicher Bestätigung hier vorlege, durchaus den Erwartungen entsprochen und erlaube mir, Einem Großherzoglichen Hochpreiflichen Ministerium Zeichnung und Beschreibung der Maschine zur hochgeneigten Prüfung vorzulegen. Sollte nach genauer Einsicht die Orts Commission die Brauchbarkeit dieser Maschine erkennen, so füge ich die unterthänigste Bitte bei, um gnädige Verleihung eines Patentes, zur alleinigen Fertigung dieser Maschine im Umkreis des Großherzogtums Baden auf zwanzig Jahre.

Den Preis für diese Maschine habe ich so billig gestellt, daß wohl ein anderer Meister nicht im Stande ist, sie billiger zu machen, indessen glaube ich durch den bedeutenden Aufwand von Zeit und Geldmittel diese Sicherung ansprechen zu dürfen, und empfehle Hochpreifliches Ministerium des Innern meine Angelegenheit zu hochgeneigter Berücksichtigung.

In vertrauensvoller Erwartung der gnädigen Gewährung meiner Bitte verhart mit aller Ehrfurcht eines Großherzoglichen Ministeriums des Innern unterthänigster Mechaniger Markus Bönig.

Ein anderer Brief erwähnt, daß sich der Vater des Markus eine Dreschmaschine gekauft hat (1868).

Aufschlußreich ist eine Aufstellung über Kosten für landwirtschaftliche Lohnarbeiten des Markus Bönig unterm 4. Januar 1868 an Herrn NN:

Rechnung

6. März 1868		
Einen Acker gepflügt und eingesät	2 fl —	
4. April 1868		
2 Wagen Dung auf einen Acker geführt	à 68 Kreuzer	1 fl 36 xer
26. April 1868		
Einen Morgen mit Kartoffeln gepflügt und geeg(g)t		3 fl —
16. Juli 1868		
5 Wagen Heu nach Hause geführt,	à 31 xer	1 fl 55 xer
7. Juni 1868		
2 Fuhren Reps geholt,	42 xer	1 fl 24 xer
24. Juni 1868		
Eine Fuhre Kron (Korn) geholt		36 xer
25. Juni 1868		
3 Wagen Spelz geholt	à 35 xer	1 fl 48 xer
6. August 1868		
Einen Acker mit Repssamen gesät		2 fl 42 xer
26. September 1868		
5 Wagen Kartoffelgeholt	à 35 xer	2 fl 45 xer
8. Oktober 1868		
Seine ganze Spätjahrssaat bestellt, bestehend aus		20 fl —
5 Morgen		<u>38 fl 26 xer</u>

(fl = Gulden, xer = Kreuzer)

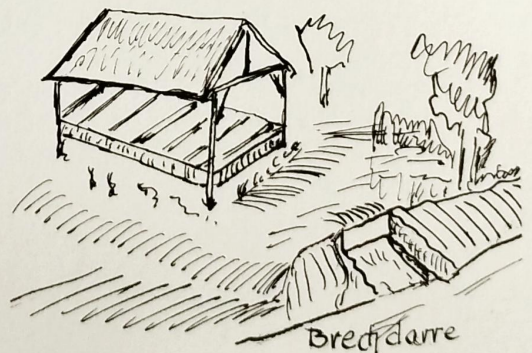
B) SPINNE MIR EIN FÄDCHEN

Die Gespinstpflanzen machten bis zum fertigen Spinnrocken viel Arbeit. Neunmal gingen sie durch Menschenhand. Feiner Femhanf wird gerupft, der Samhanf im Herbst geschnitten und auf dem Acker ausgebreitet, bis er „flügg“ ist. Die Oberschefflenzer breiteten ihren Hanf

auf den Heidersbacher Wiesen aus, den Heumatten, weil auf dem Kalkboden viele Würmer die Fasern zerfressen.

Das Flachsbrechen besorgten die Frauen. Bis vor kurzem war die „Brechdarr“ in der Nähe des Friedhofes an der Straße nach Schefflenz noch zu sehen. In langer Kette standen die Brecherinnen mit ihrem Brechgerät den Weg entlang. Auf der Darre wurde der Flachs geröstet und mürbe gemacht. Das Rösten besorgte ein Mann. Er machte auch die Brechbüschelchen, welche Kinder den einzelnen Brecherinnen zutrug. Hei, das war ein Geklapper und Geschnatter den ganzen Tag. In Gemeinschaftshilfe wurde jeden Tag für einen anderen gebrecht, solange, bis es eben nichts mehr zu brechen gab. Zog ein Mannsbild vorüber, der sich ungebührlich benahm, oder ein Lediger, der den Hut nicht lupfte, wurde ihm zur Schade nachgebrecht, d.h. nachgeklappert. Wahrscheinlich werden die Weiber ihr Mundwerk auch zu gebrauchen gewußt haben. Der Beschimpfte rächte sich, indem er den Schwanz der Kuh in die Höhe hob.

Die Brechdarr ähnelte der heute noch im Gebrauch befindlichen Grünkerndarre. Sie stand an einem kleinen, gut zugänglichen Hang, der auf der einen Seite eine Zufahrt ermöglichte, damit der Lein vom Wagen aus auf die Darre geworfen wer-



Brechdarr, Skizze vom Verfasser (nachempfunden)



Flachsbreche

den konnte. Da die Flamme den Flachs nicht berühren durfte, mußte ein langer Zug geschaffen werden. Einige Meter unterhalb seitlich befand sich die Feuerung. Durch den langen Feuerkanal strömte heiße Luft, die den Lein mürbe machte. Wahrscheinlich war eine solche Darre gegen die Unbillen der Witterung auch überdacht.

Das Brechgerät war ein bankartiges Gestell mit zwei Latten, in denen sich eine dritte auf und ab bewegte. Ein seitlich eingelegtes Flachsbündel wurde dadurch gebrochen, ohne die Fäden zu zerreißen. Nachher schüttelte man die Spreu heraus, schlug das Fadenbündel einige Male über die Breche und knöpfte es, damit die Fäden nicht verwirrt wurden. Diese Fadenbündel wanderten dann in die Reibmühle - heute Heidersbacher Mühle - wo sie durch diesen Prozeß eine gewisse Geschmeidigkeit erlangten.

Jetzt zog der Hechler mit seinen Hecheln von Scheuer zu Scheuer und leistete die letzte Aufbereitung. Dann erst war der Flachs spinnfertig.

Wenn dann die ersten Herbststürme über die nassen Felder tobten und die Blätter von den Bäumen wirbelten, zogen die Mädchen mit ihren Spinnrädern unterm Arm auf die Vorsetze. Freundinnen und Bekannte schlossen sich zu Gruppen zusammen. Da surrten die Räder, es drehte sich die Spindel, manch einer schmerzten anfangs die Finger. Alte Volkslieder

(zweistimmig gesungen) verkürzten die Stunden. Ab und zu tischte die Haus-tochter einen guten Kaffee auf, so in der langen Nacht (Thomasnacht), weil durchgesponnen wurde. Natürlich wurde auch viel Schabernack getrieben. Das „Futtermachen“ gehörte eben zu einer richtigen Vorsetze, ebenso die Schauergeschichten. Kein Wunder, daß man sich vom Karl oder Heiner oder Fritz nach Hause bringen lassen mußte. Die Burschen lauerten den „Vorsetzerinnen“ auf oder drangen selbst in die Stube ein. Ob da noch gesponnen worden ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist kein Rocken ungesponnen übriggeblieben. Die Burschen hatten noch bis 1860 für die Spanbeleuchtung zu sorgen, dann brannte man Rapsöl. Die Späne wurden aus Buchenholz geschnitten und in einem Ring an der Wand befestigt. Sie machten hell und wärmten und man bekam rußige Nasen. Manches Mädchen hatte ein ganzes „Kämmerle“ voll Späne.

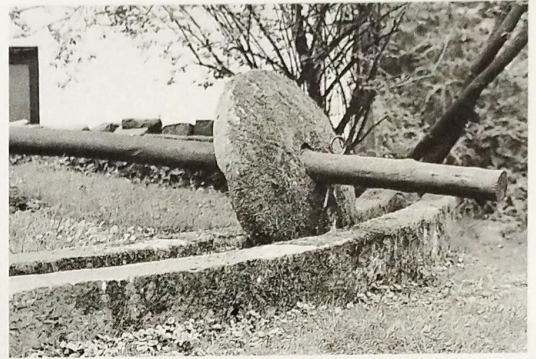
Nicht selten konnte der Bauer nach der Vorsetze sein Wirtschaftsgerät suchen, das über die ganze Hofraite verstreut und versteckt worden war. Und wenn sein Zorn auch groß und berechtigt war, wußten die Spinnerinnen immer wieder ihn zu besänftigen.

Bis zehn Uhr nachts wurde gesponnen. Die Zeit der Vorsetze zählte zu den schönsten Tagen der Jugendjahre; Großmütter erinnerten sich gerne dieser Zeit. Die Vorsetze dauerte meist bis Fastnacht. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg war die Vorsetz nicht mehr so in Übung. Aber danach und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde manches Spinnrad wieder vom Speicher geholt und meistens Wolle zum Verstricken gesponnen. Nach der Währungsreform wanderten sie wieder auf die Speicher, bis man eines zum Theater-spielen benötigte.

C) HANDWERKLICHES

Die Männer blieben den Winter über nicht untätig. Fast jeder Bauer war sein

eigener Handwerker. Er hatte sein Ackergeräde zu flicken, das Haus auszubessern, Hausgeräte zu schnitzen. Viele fabrizierten Rechen, die sie in den Orten der Ebene verkauften. Im Herbst hatten sie Sorge mit dem „Mosten“. Jeder wollte den wohlschmeckendsten Most haben. Das Mostobst (meist Äpfel und Schweizer-/Wasserbirnen) wurde mit Hilfe einer sandsteinernen Quetsche (siehe Abbildung) - eine Obstmühle gab es damals noch nicht - zu Brei zerquetscht, diesen schüttete man auf die Keltern, preßte unter hohem Druck den Saft heraus und füllte ihn in Eichenfässer. Herrichten der Fässer und das Fertigen derselben besorgte der Küfer. Solange der Most in Eichenfässern gelagert wurde, hatte der Küfer Arbeit. Die Kunststoffindustrie ließ durch Lieferung von Kunststoffässern und Kunststoffzubehören den Küferberuf fast aussterben.



Obst-, Apfelquetsche aus Sandstein

Den Winter über zogen auch die Schneiderinnen, die Schuster und Korbmacher auf die „Stör“. Die Schneiderin richtete der Bäuerin die Kleider- und Wäschestücke wieder her und „staffierte“ die Familie mit neuer Kleidung aus. Der Schuster flickte das Schuhwerk, der Korbmacher flocht die notwendigen „Zainen“ (Körbe) und sonstiges Flechtwerk. Die Weiden- oder Haselruten hatte der Bauer selbst zu stellen.

Die Weber hatten alle Hände voll zu tun. Bis in die späte Nacht anfangs beim Spanlicht, später beim Kerzenschein und Öllicht klapperten die Webstühle. Um 1800 betrieben vier Leinenweber ihre Webkunst. Zum Färben trug man die Weben zu den Färbern und Leinwanddruckern nach Buchen, Hettingen oder Oberschefflenz. Meistens wurden die Leinwandstücke gebleicht, an sie hatte der Weber bereits zuvor Spannschleifen angebracht. Samstags wurden die Tücher in die Aschenlauge gesteckt. Montags bis freitags breitete man dann die „Tuchfetzen“ auf den Bleichwiesen aus. Im Früh-

jahr lagen dann die langen Tuchbahnen auf der „Bleiche“, Frauen und Mädchen begossen sie eifrig mit Wasser, das in besonderen Kanälen (Gießgräben) zu den Wiesen floß und in Gruben (Gießgruben) aufgefangen wurde. Zum Ausspannen der Tücher brauchte man eine Unzahl kleiner Stickel. Und der kaufte sie am billigsten, wer sie dem lieben Nachbarn entwendete. Kein Wunder, wenn der einfache Holzstickel auf der „Tuchbleiche“ nicht sicher war. Dies trug den Heidersbacher den Spottnamen „Dreckstickel“ ein. Die Weber waren zwar fleißige Leute, brachten es aber selten zu Wohlstand, rechnete man sie früher doch zu den „unehrlichen Leuten“, zu den Schäfern, Wasenmeistern, Henkersleuten, die ihren Platz hinten in der Kirche hatten.

Wurde ein neues Gebäude errichtet, krönten die Zimmerleute das aufgeschlagene Dachgebälk mit einem gezierten Tannenbäumchen, woran für jeden Zimmermann ein Taschentuch im Winde flatterte. Ein Zimmermann sprach, auf dem Dachfirst stehend, den Haussegen, trank ein Glas Wein und warf dann das leere Glas zur Erde, daß es zerschellte. Scherben bedeuten Glück.

Martini (11. November) war Zinstag. Die Pacht war fällig, die Handwerker stellten ihre Rechnungen, so der Stellmacher und Wagner, der Schmied, der Schuster und auch der Lohnbauer.

S.

Sitte und Brauchtum im Jahreslauf

Das Jahr brachte manche Anlässe zum Festen und Feiern. Der „Vältestag“ hat noch ein gutes Echo in unserer Gemeinde. Der Hl. Valentin ist Patron der Limbacher Kirche. Mit diesem Patrozinium war der „Vältes-Markt“ verbunden. Obwohl die Grundherrschaft auch zwei Märkte in Eicholzheim abhielt, dürfte es die Heidersbacher doch mehr nach Limbach getrieben haben, denn hierhin ging ihr sonntäglicher Gang, und Eicholzheim war protestantisch. Doch waren die Heidersbacher auch dort gern gesehene Gäste.

Der „Vältes-Markt“ lockte Groß und Klein über die Elz. Hier kaufte die Hausfrau ihren Bedarf an Kleidung und Hausrat, der Bauer sorgte für neues Zuggeschirr, für Stall- und Ackergeräte. Die Jugend vergnügte sich beim Tanz, und wer ein Paar werden wollte, zeigte es öffentlich. Wohl mancher Heidersbacher tat sich schwer, bis er seinen „Affen“, sprich Rausch, die Limbacher Höhe hinaufgeschleppt hatte.

Zum Erntedank war großer Tanz. Überhaupt tanzte man nur zweimal im Jahr: am Erntedankfest und bei der Kirchweihe. Und war man vorher knauserig, so

ließ man es sich jetzt etwas kosten. Man sparte für die Tanztage, um gebührend feiern zu können, denn das anschließende Dreschen auf der Tenne war lang und schwer.

Wenn dann ausgedroschen war, schickten die Drescher einen ihrer Kumpane in die Nachbarschaft, die „Hebstange“ zu holen. Meistens hatte man im November oder Dezember schon geschlachtet. Dem Hebstangenhöler wurde eine Stange gegeben, woran eine Wurst, Äpfel, Birnen und sonstige Eßwaren hingen. Während dem Abholer die Dinge überreicht wurden, schwärzte man ihm unbenutzt Gesicht und Hände und schickte ihn zur Tenne zurück, wo natürlich unter Gelächter das Eßbare verzehrt wurde.

Als die Kirche das allgemeine Kirchweihfest einführte, hat sich auch in Heidersbach der Kärwetanz eingebürgert (dritter Sonntag im Oktober).

Nach dem Essen zog die Jugend unter lautem Gejohle mit einem bunt gezierten Leiterwagen vors Dorf und holte die Musikanten feierlichst ein. Mit klingendem Spiel und Schellengeläute zog man vor das Gasthaus. Hier wurde der von Mädchen gewickelte Kärwekranz angebracht, dann nach alter Weise getanzt. Walzer, Rheinländer, Polka, Schottisch, Dreher und Polonaise wechselten in fiebernder Eile. Alles, was noch gut auf den Beinen war, drehte sich im Kreise. Auf den ersten Tanz waren die ledigen Mädchen begierig, denn den „Letzten“ tanzte man mit dem ersten Partner.

Bei günstiger Gelegenheit aber suchten auswärtige Burschen den Kärwekranz zu entwenden, denn es galt als besonderer Schimpf für die männliche Jugend, sich dieses Kleinod entführen zu lassen.



Festkutsche

Natürlich ging dieser Spaß nicht ohne Keilerei ab. Niemand wollte sich nachsagen lassen, daß man sich „die Kärwe stehlen“ ließ. Erst am Montag begann das eigentliche Kirchweihreiben. Mit Musik zog die Jugend durchs Dorf. Vorneweg hüpfte der in Stroh verummte „Kärweborscht“. Wahrscheinlich sollte dieser den scheidenden Sommer versinnbildlichen. Ein anderer Bursche trug ein „Reff“ (= Rückentrage), worauf ein Bierfaß stand, aus dem laufend abgezapft wurde. Humor war Trumpf an diesem Tag.

Einige Mädchen sammelten von Haus zu Haus Kuchen in großen Reisingkörben (in Zainen) und auch Eier für die Musik. Und wer von den Ungeküßten sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte, mußte sich einen Schmatzer gefallen lassen. Man fing die Mädchen ein, die sich nur wieder durch einen Kuß befreien konnten.

Mittags wurde der „Kärwebock“ ausgetanzt. Auf einem freien Platz umtanzte man den Hammel, dabei wanderte ein Blumenstrauß reihum. Fast die gesamte Jugend beteiligte sich, mit bunten Bändern geschmückt, an diesem Tanz. Ledige Mütter waren ausgeschlossen. Mittels einer Lichtuhr bestimmte man das Los. Ein Geldstück wurde so in eine Kerze gesteckt, daß es nach Herunterbrennen der Kerze in einen Blechtopf fiel. Wer in



Beim Hammeltanz

dem Augenblick den Blumenstrauß in Händen hielt, hatte den Bock sich ertanzt. Das Mädchen erhielt ein Taschentuch, der Bursche den Bock. Dieser wurde gegen ein altes Schaf ausgetauscht, das geschlachtet und von der ganzen Gesellschaft verzehrt wurde. In neuerer Zeit stellte man den Wecker auf eine beliebige Zeit. Beim Rasseln verfuhr man ebenso wie bei der Lichtuhr.

Dienstags schlich ein heulender und bejammernswerter Zug zum Seelein, wo unter Katzengeheul die Kärwe begraben wurde. Der „Kärweparr“ vollzog unter Spottversen diese Handlung und versenkte in einer Zigarrenkiste ein Stück schimmeligen Kuchen und eine Flasche Wein. Letztere hat man heimlich wieder ausgebuddelt.

Kuchen wurde zur Kirchweih viel gebacken. Einmal rief der Ortsdiener aus: „Heut kann keene Gemeinsitzung abgehalte werre. S' Bürgermeischters backe, s'leid alles voller Kuchche“. Der Kirchweihsonntag zählt in vielen Orten noch heute zum höchsten Feiertag des Jahres.

Bekanntlich beginnt das Kirchenjahr mit dem ersten Adventsonntag. Die Adventszeit ist reich an weltlichem wie religiösem Brauchtum. Am Vorabend des Advents wird der Adventskranz aufgehängt oder aufgelegt. Viele tragen ein Adventsgebilde auch auf die Gräber. Am Barba-



Auf dem Hammeltanz 1958/59 (Josef Lutz und Alois Knapp)

ratag schneidet man die Barbarazweige (Kirchsweige oder Zweige von früh blühenden Obstbäumen), stellt sie in der Wohnung an einen günstigen Platz, versorgt sie regelmäßig mit Wasser; sie werden um Weihnachten blühen. Die blühenden Zweige sind Symbole der Fruchtbarkeit und des Lebens.

Am 6. Dezember zieht der Nikolaus mit seinem Knecht Ruprecht von Haus zu Haus, um die Kinder zu erfreuen. Leider wurde dieser heilige Bischof vom Smyrna und seine sozialen Taten bis fast ins Unkenntliche verzerrt, ja sogar zu einer Märchenfigur degradiert. Da schlurften und stolperten „Pelznickel“, in alte Mäntel gekleidet, mit langen Bärten und einer Pelzkappe auf dem Kopf, Ketten rasselnd durch die Straßen und Gassen, mehr Schrecken als Freude verbreitend. Dem Volksglauben nach steigt der Nickel auf einer Leiter, die am See oder an einem Bildstock steht, vom Himmel herab. In jüngster Zeit (1953) bemühte sich Lehrer Brauch, den Nikolaus wieder zu Ehren kommen zu lassen. In der Schule richteten die großen Schüler dem hl. Bischof einen würdigen Empfangssaal. Alle Kinder waren zum Empfang geladen. Aber auch die „großen“ Kinder waren zahlreich vertreten und freuten sich mit den Kleinen. In feierlichem Zug zog dann der Nikolaus, als Bischof gekleidet, mit seinen Ministranten und dem Ruprecht ein. Wie leuchteten da die Augen der Kleinen. Und der größte Stromer wurde zahm wie ein Lamm. Dann verlas der Ruprecht das Sündenregister der Einzelnen. Er lobte und tadelte und ließ auch Rutenstreiche austellen. Zum Schluß beschenkte der Nikolaus jedes Kind mit einem Päckchen. Daß diese Art Nikolausfeier alle ansprach, zeigte der Ausspruch einer Mutter, als sie, nach dem Nikolaus gefragt, antwortete: „In der Schule kommt der richtige und der langt, ein anderer darf zu uns nicht mehr kommen.“

Auch das Christkind steigt über die Leiter vom Himmel herab. Früher erfüllte das „Spiel vom Christkind“ die größeren Mädchen mit besonderem Interesse. Das Los entschied, wer das „Christkind“ spielen durfte.

Das Gesicht wurde mit einem weißen Schleier verhüllt. Auf das gelöste Haar, das den Rücken herunterfloß, wurde das „Schäpple“, eine seidene, weiße Haube, mit allerlei Flitter und Perlen geziert, gesetzt. Dem Christkind voraus zog ein Esel, meistens nur ein Eselskopf, der schon vor Weihnachten seine Ohren durch die Türspalten streckte, um die Kinder auf das Kommen des Christkinds vorzubereiten. Das Christkind betrat mit der Mädchenschar das Zimmer und berührte mit einer Birkenrute, dem „Zinke“, alle Hausbewohner. Dabei sprach das Christkind seinen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Die Kinder stammelten nun ihre Gebetchen. Dann brachte das Christkind den brennenden Lichterbaum und die Geschenke. Danach verließ es das Haus, um in der Nachbarschaft das Spiel von vorne zu beginnen.

Wie gesagt, so war es einmal. Heute kommt auch noch das Christkind in die Häuser, jedoch etwas nüchterner und abgeklärter. Lehrer Brauch bemühte sich, das Weihnachtssingen wieder in Gang zu bringen. Mit den Schulkindern sang er am Heiligen Abend auf dem Friedhof Weihnachtslieder, damit das Aufstellen von Christbäumchen auf den Gräbern einen tieferen Sinn erhielt.

Am Feiertag gehen und gingen die Kinder zu ihren Paten, um ihr „Christkind“ zu holen.

Der Silvesterabend hatte auch seine Sitten. Man trank in den Gaststätten oder versammelte sich bei bekannten Familien. Um 12 Uhr gingen die Burschen von Haus zu Haus, um das Neue Jahr anzusagen. Der Bräutigam schenkte seiner

Braut einen aus Brezelteig gebackenen Ring, verliebte Burschen hängten der Liebsten eine Brezelschnur (Brezeln auf eine Schnur gereiht) um den Hals. Paten und Patinnen erfreuten ihre Patenkinder ebenfalls mit Sivestergebäck: die Buben erhielten Ringe, die Mädchen Puppen.

Am Dreikönigstag ziehen seit neuestem die Sternsinger durch das Dorf und schreiben die Jahreszahl mit den Buchstaben K + M + B (Kaspar, Melchior, Baltasar), welche sich ableiten von dem lateinischen Segensspruch *Christus mationem benedicat* (= Christus segne dieses Haus). Die Kinder heischen mit einem Glückwunschwers eine Gabe für die Kinder in der Dritten Welt. Vor dem Hilterkrieg kannte man diesen Brauch noch nicht.

Der Dreikönigstag wurde auch „Groß-Neujahr“ genannt. An diesem Tag wanderten oder „zogen“ die Knechte und Mägde, d.h. sie beendeten ihr Dingjahr oder traten ein neues an. Bei manchen Bauersleuten herrschte die Sitte, daß man den neuen Knecht aufs gastlichste bewirtete, dann führte ihn der Bauer um den Tisch als Zeichen, daß der Knecht in die Familie aufgenommen ist. In ähnlicher Weise tat es die Bäuerin mit der Magd. Der Lohn wurde vereinbart und durch Handschlag bekräftigt. Der Bauer hatte auch für die Kleidung der Dienstboten zu sorgen. Beim Einstand erhielten die Knechte bzw. die Mägde ein Handgeld.

Ein Dienstvertrag z. B. lautete:

DIENSTVERTRAG

Gutsbesitzer Ludwig Müsig von hier und Johann Seibert von Waldürn haben sich in folgendem geeinigt und wechselseitig verpflichtet:

1

Johann Seibert tritt als Pferdeknecht in den Dienst des Ludwig Müsig und zwar an Martini 1868.

2

Der Knecht verspricht, die Pferde gut zu halten und auch andere Geschäfte zu verrichten, welche einem fleißigen Knecht zu thun obliegen.

3

Johann Seibert erhält nebst seinen 2 Gulden Grundgeld jährlich folgendes: a) 70 Gulden baares Geld, b) ein Paar leinene Hosen, c) alle Trinkgelder, d) 1 Pfund Wolle.

4

Sollte der Knecht aber sich in Fleiß und Gehorsam etwas zu schulden kommen lassen, so steht es dem Herrn frei, ihn sogleich aus dem Dienste zu entlassen.

Aufkündigung dieses Vertrages ist auf drei Monate wechselseitig festgesetzt.

Dieser Vertrag wurde doppelt ausgefertigt und den Betheiligten jedem ein Exemplar ausgestellt.

*Ludwig Müsig
Johann Seibert*

Soweit der Gesindevertrag.

Die Fastnacht ist ein Tag der Freude und der Narretei. Es wurde die letzte Vorsetz gehalten und sie gleich vertrunken (versoffen). Die Mädchen hatten Kuchen gebacken. Es wurde ordentlich gefeiert (und gefeuert). Ob von altersher Fastnachtsumzüge gehalten wurden, konnte der Autor nicht in Erfahrung bringen. Nach dem ersten Weltkrieg veranstalteten die Vereine Maskenbälle oder Kappenabende. In dem sehr kalten Winter



Kindersturm auf das Rathaus, 1950



Fastnacht 1938



Umzug 1951



Das Narrenschiff mit Besatzung, 1960



Schlüsselübergabe: Bürgermeister Josef Schulz und Prinzenpaar Karl I. (Gramlich) und Erika I. (Lutz) mit Prinzengarde



Prinzenpaar 1957 Alois (Müller) und Imelda (Lutz) mit der Garde, Mitte im Hintergrund Josef Schulz, Bürgermeister



Bürgermeister Karl Knodig an der Bütt, 1969, mit Prinzenpaar Reinhard I. (Henn) und Elisabeth I. (Walter)

1954/55 zogen die Kinder maskiert und frierend durch die hoch verschneiten Dorfstraßen und wußten nicht so recht, was sie treiben sollten. Lehrer Brauch sammelte am Schulhaus alle Fassebutzer, organisierte mit ihnen einen Zug, zog unter lärmender Katzenmusik durchs Dorf. Der Narrenzug fand bei den Einwohnern Anklang, weckte alte Erinnerungen. Lehrer Gerhard Heid und

Hauptlehrer Eduard Prieschl machten dann in den kommenden Jahren Heidersbach in Verbindung mit den Vereinen und der Jugend zu einer Fastnachtsmetropole. Am Fastnachtstag wurden früher reichlich Kühle gebacken (aus



Prinzenpaar auf Narrenfahrt, 1959 (Erwin Wollner und Christa Lutz)



Der gute alte „Obernarr“ Markus Schilling mit seinen Begleiterinnen, von links: Maria Ehrmann und Elfriede Weckbach

Heidekornmehl). „An Fassenacht die Pfanne kracht“. Der Aschermittwoch beendete die Fröhlichkeit. Das in Limbach, später in Waldhausen empfangene Aschenkreuz erinnerte an die Vergänglichkeit des Irdischen. Die Fastenzeit (oder auch geschlossene Zeit) wurde früher in „aller Strenge“ gehalten (kein Tanz, keine feierliche Hochzeit).

Am Palmsonntag wurde der Palmstecken geweiht, den die Buben zur Kirche trugen. Nach dem Gottesdienst wurde der Stecken in den Garten gesteckt, am Ostersonntag fand er seinen Platz im Stall bzw. am Stallfenster (manche Leute steckten Palmzweige auch unter die Dachziegel gegen die Blitzgefahr). Der Palmsteckenträger erhielt an Ostern „vom Hasen“ ein Ei mehr ins Nest gelegt.

Am Abend des Karfreitag sangen die Jungen und Mädchen überall da, wo der Ortsdiener ausschellte, Passionslieder, z.B. Reinste Mutter, o betrachte.

Am Karsamstag bereits um fünf Uhr in der Früh zogen dann die Sänger von Haus zu Haus und sammelten Eier (oder auch Geld) oder was man ihnen schenkte. Pfarrer Mayerhöfer schaffte dieses Karfreitagsingen ab. Schade.



Osterhasengärtlein

Die Kinder hatten/haben in diesen Tagen vor Ostern große Sorge mit ihrem „Ostergärtle“. Sie bauten und bauen noch heute aus Moos im Garten ein Gärtchen, das sie mit Weidenstöckchen umzäunen. Der Eingang wird mit einem hohen Weidenzweig bogenhaft gemacht, damit der Has die bunten Eier legen konnte/kann. Als es noch keine Zuckerhasen oder Schokoladehasen gab, mußte der Bäcker mit Gebildhasen dem Osterhasen unter die Pfoten greifen.

Am Vorabend von Christi Himmelfahrt pflückte man eine rotblühende „Wollblume“ - man nannte sie einfach Himmelfahrtsblume - fertigte daraus ein Kränzlein oder ein Kreuz und schmückte damit der Herrgottswinkel oder die Figuren an der Hausfront.

Das Pfingstfest war wiederum ein Tag der Kinder. „Goot“ und „Geddi“ beschenkten ihre Patenkinder mit Gebäckbroten ähnlich wie an Neujahr. Heute ist dieser Brauch vergessen.

Am Fest Mariä Himmelfahrt (15. August) segnet die Kirche die Heilkräuter und Futterpflanzen. Die Mädchen trugen die „Würzbuschel“ (Wörzbörde) zur Segnung in die Kirche. Nach der „Kräuterweihe“ hängte man die Wörzbörde auf den Speicher gegen Feuer und Blitzgefahr. Einen Blitzableiter gab es damals noch nicht. War ein Stück Vieh erkrankt, tat die Bäuerin einen Teil der Würzbuschel ins Tränken.

Mittlerweile war auch die Ernte eingebracht. Die letzte Fuhre wurde mit einem bebänderten Bäumchen oder einem Erntekranz geschmückt. Da und dort ist dieser Brauch wieder aufgelebt.

Saat und Ernte haben dem Bauern immer etwas Heiliges, Geheimes und Unerklärliches geoffenbart. Hängt doch das Wachstum durchweg von dem ab, der die Lilien kleidet und die Vögel des Himmels ernährt.

Beim Auszug auf das Feld pflegte man sich durch „In Gott's Namen“ unter himmlischen Schutz zu stellen. Manche streuten das Saatkorn zuerst in Kreuzform unter Anrufung der drei göttlichen Namen auf das Feld. Das Säen galt früher als Ehrensache des Bauern. Denn man sagte: „Will der Knecht den Herrn verderben, darf er nur die Saat dick streuen.“ Das Saatkorn wurde noch lange mit dem Flegel gedroschen, weil man glaubte, die Maschine zerschlage die Körner und nehme ihnen dadurch die Keimfähigkeit. Heute wird der Flegel nur noch zum Seilstrohdreschen gebraucht. Die Garben wurden in Strohseile gebunden. Ein Strohseil zu machen, war schon eine Kunst. Nicht jeder besaß diese Fertigkeit. Solche ließen den Strohseilflechter auf ihren Hof kommen, meistens im Winter. Die Erntegarben wurden früher zu einer „Neunning“ aufgeschichtet: unten vier Garben (Buscheln), darüber drei und oben zwei Garben. Die Zehnte war als Zinsgarbe beiseite gelegt. Das Binden der Garben besorgte meistens der Bauer oder der Altknecht. Kinder und Frauen „trugen ein“, d.h. legten das Getreide in das Strohseil, das ein Kind (meistens ein Junge) zurecht hat legen müssen. Später hat der gefärbte Hanfstrick das Strohseil verdrängt. Heute besorgt der Mähdrescher die ganze Erntearbeit. War das Feld „abgefahren“, begann das Ernten der Armen. Sie sammelten als Ährenleser die liegengebliebenen Ähren. Mancher Bauer gönnte ihnen eine „reiche Ernte“, indem er sein Feld nicht abrechte.

Einen Wiesbaum kannte man nicht. Es wurden Gatter (Lattengestelle) vorne und hinten in den Leiterwagen (Heuwagen) gestellt. Die Höhe der Ladung richtete sich nach dem Gespann, der Lage des Feldes, oder nach der Einfahrt in die Scheuer.



Familie Wilhelm Knapp auf dem Weg zur Heuernte im Kriegsjahr 1942

Die Aussaat des Hanfes und Flachses (Lein) war mit besonderem Brauchtum verbunden. Schon um die Fastnacht sprangen zur Übung die Knaben über Stühle und Hocker. Und so hoch sie dann auf dem Felde hüpfen, so hoch sollte der Hanf bzw. der Lein wachsen. Beim Säen warf man den Samen möglichst hoch. Vorher steckte man an den Ecken des Feldes vier Kerzen kreuzweise hinein, um die „Windsbraut“ abzuwehren. Gesät wurden die Gespinstpflanzen in den frühen Morgenstunden, weil man annahm, daß die Schößlinge auch um die gleiche Zeit aufgingen und für ihre kurze Blütezeit viel Sonne erhalten.

Auch beim Säen des Brot- und Futtergetreides warf mancher Sämann einige Samenkörner zuerst kreuzweise auf den Acker.

Um den Segen Gottes über die Fluren zu erleben, wallte man am Markustag (25. April) im Flurgang durch die Felder. An vier Stationen erteilte der Priester nach allen vier Himmelsrichtungen mit dem Wetterkreuz den Segen. Ab Kreuzauffindung (2. Mai) bis zum Fest Kreuzerhöhung (14. September) wird in der katholischen Kirche nach der Messe der Wettersegen erteilt, der „Blitz, Hagel und Ungewitter“ bannen soll. Ebenfalls glaubte man durch das Läuten der Glocken die Gewitter vertreiben zu kön-

nen. Dieser Gedanke, wohl aus dem Glauben entsprungen, war auch physisch gesehen nicht einmal so absurd. Die Schallwellen des Geläutes sollten die Gewitterfront aufreißen. Ging ein schweres Gewitter über Heidersbach nieder,

wurden in vielen Häusern geweihte Gewitterkerzen (schwarze Kerzen) entzündet. Die Familie scharte sich um den Herrgottswinkel und betete (meistens) den Rosenkranz. Gläubige Familien pflegen den Brauch auch heute noch.



Eisenplattenofen 1839, untere Platte zeigt die Hochzeit zu Kana,

(Foto: Trunk, Museum Buchen)

T.

Soziologische Struktur und soziale Verhältnisse

1. SOZIOLOGISCHE GLIEDERUNG

Auch über die soziologische Struktur erfahren wir durch die Beantwortung der Leiningischen Umfrage einige wichtige Dinge.

Erinnert man sich, was über Sitten und Gebräuche, über Wohnung und Wohnungskultur, über Ackerbau und Viehzucht gesagt wurde, so erkennt man, daß auch die Heidersbacher Kinder ihrer Zeit gewesen sind. Mit Reichtum waren sie nicht gesegnet. Die Einwohner (42 Familien mit 213 Seelen), die in 27 Bürger, 15 Söldner, 11 Beisassen unterschieden werden (Beisassen sind Einwohner, keine Bürger), waren arm. Auf 11 geschlossene Höfe und 4 Haushaltungen von Beisassen, die ebenfalls wenige Güter besaßen (die restlichen 7 nichts), verteilte sich der unvermessene und nicht abgesteinte Grund und Boden der Gemarkung. Gegen Aufnahme weiterer Beisassen wehrte man sich, Juden waren keine ansässig.

Die Gemeinde stellte vier Richter und stand unterm Gerichtsstab von Eicholzheim. Die Angaben, wie oben beschrieben, hatten sich 1806 nicht geändert. Die Gemeinde als juristische Person hatte keine Waldungen, aber gemeine Intraden (Einzugsgelder). Die Gemeinde verfügte über keine Einkünfte, besaß auch keine Rechnungsbücher. Die fälligen Gelder wurden bei dem alljährlichen Heim- und Ruggericht abgerechnet, und zwar Straf-gelder für Feldfrevel. Jeder Beisasse zahlte jährlich 1 fl 30 x und für sein Vieh auf die „Wayde“ zu treiben pro Stück 1 Gulden.

Von nun an wollte man eine Gemeindekasse führen. Aber es fehlten die Kauf- und Unterpfandbücher, ebenfalls schriftlich verfaßte Gesetz- oder Privilegienbücher. Der Schultheiß war ein Beamter der Grundherrschaft von Eicholzheim. Als zweiter Ortsvorsteher fungierte meist ein Großbauer, damals hieß er Johann Henn.

War jemand krank, pflegte man ihn mit vielerlei Heilmitteln (Hausmitteln), die der Bader oder sonst eine kundige Person verordnete. Erst im Ernstfall pflegte man den Arzt aus Buchen zu rufen. Dies dauerte immerhin einen halben Tag. Telefon gab es noch nicht. Also machte sich ein Bote auf den 11 km langen Weg. Es dauerte dann immerhin 4-5 Stunden, bis der Arzt eintreffen konnte. Oft wurde der Patient, auf Stroh gebettet, mit dem Wagen zum Arzt gefahren, was auch wieder mit Umständen verbunden war.

Die Arzneien mußte man wie heute aus den Stadtapotheken besorgen. Wer gerade auf den Markt fuhr, brachte sie mit.

Für die Mütter und ihre Säuglinge pflegte eine ansässige Hebamme dazusein. Ein Hebammenstuhl fehlte und die Gemeinde konnte aus Geldmangel keinen beschaffen. Sicher waren die Geburten bei den oft primitiven Verhältnissen und mangelnder Hygiene ein Risiko. Viele Kinder starben noch vor Vollendung des ersten Lebensjahres.

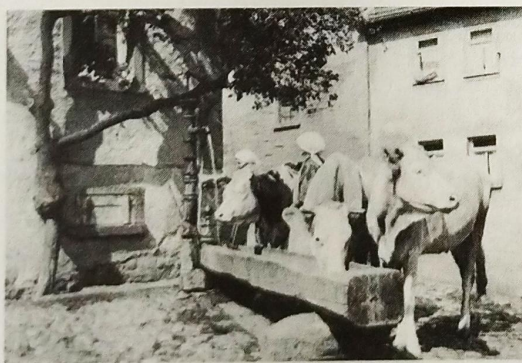
Auch die Armen vergaß man nicht in kranken Tagen, man pflegte und versorgte sie nach Vermögen.

Der Bauer, von altersher ein Alleskönner, war trotz allem auf Handwerker angewiesen. Zwei Schneider fertigten die

Kleider, drei Schuhmacher sorgten für gutes Schuhwerk und fünf Leinenweber fertigten das Leinen. Ein Schmied fehlte. Die Pferdehalter fuhrten auswärts zum Beschlagen. Die Leinenweber trieben zwar ein ehrsameres Handwerk, aber keinen großen Handel. Zum Färben und Bedrucken trugen sie ihre Ware nach Oberschefflenz oder Buchen.

Die unruhigen Zeiten machten eine organisierte Nachtwache das ganze Jahr hindurch notwendig. Streifen nach Gesindel wurden des öfteren durchgeführt. „Kamen die Husaren bisweilen, erlaubten sie sich auch Mittag bei uns zu machen.“

Der Nachtwächterdienst fungierte zugleich auch als Brandwache. Bei den vielen Strohdächern war Brandgefahr immer gegeben. Trotzdem besaß die Gemeinde keine Feuerlöschgeräte, weder Spritze noch Feuerleder. Zur Feuerspritze hatte man zwei Stunden nach Buchen. Brannte ein Gehöft, wurde es bis auf den Grund ein Raub der Flammen. Der Großbrand 1898 hatte das bewiesen, obwohl die Gemeinde damals über eine kleine Handspritze verfügte, aber der Bürgermeister nicht wußte, wo sie sich befand. Drei Anwesen wurden ein Raub der Flammen. Durch dieses Unglück belehrt, gründeten die Gemeinden Scheringen, Waldhausen und Heidersbach



Viehtränke am Dorfbrunnen (Repro aus „Abseits der Heerstraße“)

einen Feuerspritzenverband (siehe weiter im Abschnitt Feuerlöschwesen).

Die Trinkwasserfrage war für Heidersbach bis zum Bau der Wasserleitung 1950/51 immer ein Problem gewesen.

Pump- und Ziehbrunnen versorgten die Gemeinde mit Wasser. Wahrscheinlich aber war der Röhrenbrunnen, die Weed, lange Zeit der einzige Brunnen. Sein Wasser trankte Mensch und Vieh. In den langen Sandsteintrögen schlürfte das Vieh das köstliche Naß. In Holzkübeln schleppte man es nach Hause. Der umständliche Weg ließ es ratsam erscheinen, mit dem Wasser sparsam umzugehen, was allerdings die Reinlichkeit stark beeinträchtigte.

Viele Bürger gruben daher eigene Brunnen, auch die Gemeinde ließ Brunnen bohren, so daß bis zur Inbetriebnahme der Wasserleitung ca. 8–10 Brunnen tätig waren. Bürgermeister Markus Bönig ließ trotz allen Abratens in „dickköpfiger Weise“ einen Brunnen bohren - den Millionenbrunnen - der zwar kein brauchbares Wasser schöpfte, umso mehr aber Bau- und Reparaturgelder verschlang.

Der Röhrenbrunnen war zugleich auch Waschbrunnen. Man wusch am Brunnentrog. Mit einem Brettchen - der Mangle - schlug und klopfte man die Leinewäsche. Vielleicht gab es auch noch am Guckenbach solche „Waschsteine“ (was aber zu bezweifeln ist). Die moderne Zeit erst brachte das Bügeleisen, zuerst das Holzkohleeisen, dann das Stahleisen und heute will niemand das Elektroeisen vermissen. Vormals aber wickelte die Mutter die Wäsche um ein Mangelholz und rollte mit dem Mangelbrett, welches nicht selten mit Schnitzereien verziert war, die ganze Walze über den blanken Tisch. Die gemangte Wäsche wanderte dann in die eisenbeschlagene Truhe.

Nach Angabe des Schultheißen Henn war der Vermögenszustand der Einwoh-

ner, „in Flohr“, jetzt aber durch die kriegsgerischen Zeiten mit all ihren Nöten und Folgen zum Teil geschwunden. Auf die Frage, wie man den Nöten entgegentreten könne, bezeichnet Henn „Ruhe von drückenden Kriegslasten, Verschonung von außerordentlichen Abgaben und Befreiung von ruinierenden Einquartierungen und Erpressungen“, dazu noch bessere Ernten als die einzigen Mittel, die „die Gemeinglieder in die Lage versetzen, ihre Schulden nach und nach abzutragen“.

Eine weitere Ursache für den Niedergang sieht der Gemeinderat in „Bedrückungen von seiten der Gemeinde Eicholzheim durch aufgedrungene Prozesse“. Auch der Mangel an Gewerbe wird als Ursache „des tief Heruntersinkens der Gemeindeglieder“ angesehen. Zum ändern glaubte der damalige Schultheiß, daß sein Ort im Vergleich zu anderen Ortschaften „hinsichtlich der schlechten Güter zu hoch im Kapitalanschlag“ liege, was sich in Punkto Schatzung bemerkbar mache. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Gemeinde wegen oft geringfügigen Dingen Prozesse führte, die ihr große Auslagen brachten. Der Leumund der Gemeinde war, wie es die Akten und einige Ortsbereisungsprotokolle dartun, nicht zum besten, z. B.:

1804: „Unser Vorhaben, zwei unparteiische Männer mitzuschicken, aber aus Forcht für gefährliche Thätigkeiten der übel beschrienen Heidersbachern Bauern wollte sich keiner mehr dazubereden lassen.“

An einer anderen Stelle: „...prozessierende Gemeinde“ oder „streitsüchtige Gemeinde“.

Der Graf von Helmstadt bittet den „hohen Lehenshof, von einem Prozeß gegen diese Gemeinde überhoben zu werden“. Selbst untereinander bekämpften sich die Bauern. Schultheiß Henn scheint auch eine eigennützige Rolle

gespielt zu haben, der mehr für die eigene Tasche wirtschaftete als zum Wohl der Gemeinde. Um seine dunklen Geschäfte treiben zu können, zahlte er an den Beamten von Eicholzheim Schmiergelder in Form von Naturalien, die in einem Prozeß als berechtigt hingestellt werden sollten.

Die Leininger Umfrage berichtet, daß die Untertanen „gegen ihr vorgesetztes Amt hohen Respekt“ zeigten und keine Klage hätten.

Über die Lage des Ortes heißt es: Heidersbach, das ganz auf der Seite zwischen Gebüsch und Waldungen liegt, hat und braucht keine Brücken, da keine Landstraße durch- oder an der Gemeinde vorbeizieht. Lediglich ein besserer Feldweg zog von Oberschefflenz nach Waldhausen und ein Weg von Heidersbach nach Limbach, der Kirchenweg bzw. „Heddersbacher Pfad“. Durch die „Littersgasse“ wurde die Gemeinde an den alten mittelalterlichen Verkehrsweg angeschlossen. Keine fremde Herrschaft hatte Geleitsrecht.

Aus dem Fragebogen, den das Rentamt beantwortete, erfahren wir, daß der Salzkauf frei war. Jedoch behielt sich die Ortsherrschaft eine geringe Abgabe über die Verlagspflicht vor. Auch das Mehlmahlen und Brotbacken stellte keinen Zwang dar. Jedoch sollten die Bauern beim Ortsmüller mahlen lassen. Fuhr einer auswärts, konnte ihn die Herrschaft nicht belangen.

Wer nicht mit Acker, Wiese oder Wald beerbt wurde, erhielt seinen Anteil ausbezahlt in jährlichen „Zielern“. War der Übernehmer dem Übergeber jährliche Gutszieler schuldig, verdoppelten sich die Zieler in dem Jahr, in welchem ein Geschwister des Übernehmers heiratete, für das der Erblasser zu sorgen hatte. Das nächste Ziel war dann erst wieder in 2 Jahren fällig. Der Erblasser behielt sich

zu Lebzeiten ein Leibgeding vor, das der Übernehmer zu leisten hatte. Mit dem Abgang durch Tod endete die Leibgedingpflicht.

Als die „Michel Beuchert'sche Mühle“ 1825 versteigert wurde, hatte der Steigerer Johann Martin Scheuermann von Scheringen das Leibgeding mit zu übernehmen. Es bestand:

jährlich an gegerbter Frucht	5 Malter
Dinkelkern	1 1/2 Malter
Heidekorn	1 Malter
Hafer	1 Malter
Haidenmehl	2 Simere
gerollten Gersten	1 Simere
grünen Klee	1/2 Simere
Hafermehl	1/2 Simere

„Alle Wochen ein Simere Kleyen, Mühlstaub soviel sie braucht, jedes Jahr einhundert Eyer, den 4. Teil an Kartoffeln, den 4. Teil an geschlacht und ungeschlachtetem Kern- und Steinobst, den 4. Teil an Kraut- und Pflanzgarten, den 4. Teil am Herd und Backofen, so auch am Keller den 4. Teil. Zur Wohnung das obere Stüblein und das darneben befindliche Kämmerlein, Platz im Stall, ein Stück Vieh zu stellen, einen Schweinstalle, die Wahl, einen Platz in der Scheuer ihr Futter zu lagern, zu Fütterung die untere Wiese an der Mühle bis an den Abschlag. Alle Jahr sechs Schritte Klee an des Gutsbesitzers seinem an der Länge am Acker, doch muß sie auf diesem Platz den Samen stellen. Alle Jahre ein Milchschwein zur Frühjahrszeit, den 4. Teil an Spinnrocken von der Brechen hinweg, auch das Tuch bey des Gutsbesitzers seinem zu bleichen.“

Es kam auch oft vor, daß zwei Leibgedinge auf einem Gut hafteten. Das war nur möglich, wenn die Eltern schon früh übergaben und dem Großvater das Leibgeding noch schuldeten. Daß solche Leibgedingslasten den schon geteilten Hof stark belasteten, ist verständlich (wie aus den Gewährsbüchern hervorgeht).

2. ÜBER DAS ERBRECHT

Erinnern wir uns, daß Heidersbach als eine gemeinschaftliche Neusiedlung 12 1/2 Hubgüter besaß und vergleichen wir die heutige Zerstückelung der Güter, muß man sich fragen, wie kam es dazu?

Im Odenwald herrschte und herrscht bislang noch die Anerbensitte. Dazu berichtet das Rentamt Eicholzheim: „Die Güter sind aller erb und eigen. Nach der odenwäldischen Verfassung besteht Gemeinschaft unter den Eheleuten; nach elterlicher Wahl werden Güter gemeiniglich durch Wechselheyraht in Anschlag übergeben unter Vorbehalt elterlichen Mitgenusses oder eines lebenslänglichen Leibgedings. Das übrige Vermögen wird gleichmäßig unter Kindern geteilt; außerdem werden jedem Ehegatten sein Beibringen, und zwar dem Manne 2/3, der Frau 1/3 an der Errungenschaft zugeschrieben. Bei Heyrathen wird ein Ehe- und Erbvertrag abgeschlossen. Testamente dagegen finden sich wenig oder gar nicht. Bei Erbschaften hat kein Kind ein Vorrecht, außer Kinder aus erster Ehe, die Güther im Anschlag an sich zu ziehen.“

Wie es früher mit der Erbschaft gehandelt wurde, so pflegt man es im allgemeinen auch heute noch. Dem Übernehmer wird bei der Heirat das Gut oder ein Teil nach Anschlag verkauft.

3. AUSSAGEN DER ORTSBEREISUNGSPROTOKOLLE ÜBER DAS ORTSBILD

Ortsbereisungen, über die ein ausführliches Protokoll angefertigt und die alle 2-3 Jahre regelmäßig durchgeführt wurden, geben kein erfreuliches Zeugnis über das Ortsbild.

Nur selten findet man ein Lob über diese oder jene Einrichtung. Man ist leicht versucht, den Verdacht über schlampige

Geschäftsführung von Seiten der Gemeindeverwaltung anzusprechen. Ratschreiber und Bürgermeister werden wiederholt mit Strafen bedroht, falls nicht bald eine Änderung eintrete.

Da waren die Orts- und Gemeindewege in liederlichem, wenn nicht gar in unbrauchbarem Zustand. Die Ermahnung, einen Straßenwärter anzustellen, wurde lange Zeite nicht befolgt. Dafür schickte man treu und brav die Maulwurfsfänger auf die Felder und bezahlte ihnen ein ordentliches Entgelt.

Erst 1866, als man von Amts wegen voringing, wurde ein Straßenwärter bestellt. Die Gemarkungswege waren in einem trostlosen Zustand. Man mußte sich wundern, daß Mensch und Vieh gehen konnten. Um die Ortsbrunnen, besonders um den Weedbrunnen, scheint ein wahrer Sumpf gewesen zu sein. Auch die Gebäude einschließlich Schulhaus ließ man verkommen. Man kann kaum glauben, daß von Amts wegen eingeschritten werden mußte, um einen Abort in Ordnung zu bringen.

Gemeinderechner, Bürgermeister und Ratschreiber kommen fast immer schlecht weg. Einmal heißt es: „Sollte wieder nichts geschehen, werden wir unnach-sichtig gegen den Gemeinderath mit aller Strenge verfahren.“

Wahrlich, die Gemeinde mußte zur öffentlichen Ordnung gezwungen werden. Beim großen Brand wußte der Bürgermeister nicht, wo sich die notdürftige Handspritze befand. Registratur und Kassenbücher scheinen selten in Ordnung gewesen zu sein. Bürgermeister Bönig (1894) und sein derzeitiger Ratschreiber erhielten das denkbar schlechteste Zeugnis.

1898 ist zu lesen: „...daß wir sehr bedauern konstatieren zu müssen, daß dem Amtsvorstande (Bezirksamt) bei der Ortsbereisung über das Ergebnis der

diesjährigen Farrenschau von Herrn Bürgermeister Bönig eine sehr ungenaue Angabe gemacht worden ist. Wenn die Farrenhaltung in Heidersbach nach wie vor eine der schlechtesten im Amtsbezirk Buchen bleibt, so werden wir im Zwangswege, darauf dringen, daß dem Farrenhalter der Vertrag gekündigt und daß die Farrenhaltung nicht unter 300 Mark per Tier vergeben wird.“

Bönig gab an, daß die Farrenschau-kommission die Zustände für „zufrieden“ beurteilte, obwohl sie feststellte, daß der Zuchtbulle krank und zu verkaufen sei.

Obwohl sich die Feder sträubt, alle diese Dinge ans Tageslicht zu zerren, sollen nur einige Auszüge aus den seitenlangen Beanstandungen folgen. Dies geschieht um der historischen Wahrheit willen.

Die Zeit vor 1850 wollen wir verschweigen und erst ab 1851 beginnen:

Die heutige Bundesstraße 27 wurde 1850 gebaut. Die Straßenböschungen sollten von den Grundstücksanstößern mit Obstbäumen bepflanzt werden. Die meisten jedoch kamen diesem Ansinnen nicht nach, so daß für jeden fehlenden Baum 15 x Strafe angedroht wurden.

Die gute Geschäftsführung des Ratschreibers Knühl wird anerkannt.

1855: Gemeinderückstände können in ihrer damaligen Größe nicht mehr geduldet werden.

Das Wiesental längs der Landstraße nach Rittersbach bedarf nothwendig der Entwässerung. Zustimmung der Besitzer ist einzuholen.

Eine Brücke über „den Graben“ (Guckenbach) unter dem Wäldchen des Lehrers Knühl ist nothwendig. Für Vollzug 3 Monate Frist.

Zimmer über Schulstube muß in Zukunft als Ratszimmer benutzt werden. Registratur ist total in Unordnung.

Es sind Protokolle in chronologischer Folge über Beschlüsse anzulegen.

Der Kinderbettel nimmt überhand. Abhilfe dadurch, daß Kinder zu vermöglichen Einwohnern zwecks unentgeltlicher Ernährung gegeben werden. Gemeinderath hat Kinder auszumitteln. Frist 3 Wochen (siehe unter Armut und Bettelei).

Brunnen beim Hause des Josef Henn ist zu reparieren, umwandeln in einen Pumpbrunnen. Brunnen beim Löwenwirth ist höher zu legen. Wasseraustrittsgraben am Feuerweier, der allseits einzufrieden ist, muß so angelegt werden, daß Wasser vor dem Dohl nicht austreten kann, dadurch Beseitigung des unreinlichen Zustandes.

Baufällige Scheuer des Franz Schulz ist für Einwohner gefährdend. Niederreißung bei 15 fl Strafe angeordnet.

Straße nach Oberschefflenz ist mit Kirschbäumen zu bepflanzen. Im Weigerungsfalle Vollzug auf eigene Kosten.

Ortsstraßen und Straßen nach Limbach und Waldhausen im verwehrten Zustand.

Bürgerarrest ist in brauchbaren Zustand zu versetzen, starke verschließbare Türe ist anzubringen und Boden auszubessern. Den Schlüssel hat Bürgermeister zu verwahren.

1858: Gehalt des Ortsdieners von 21 fl auf 30 fl erhöht. Staatsgenehmigung nothwendig.

Auswärtiger Ratschreiber beeinträchtigt Ratschreibergeschäfte. (Anscheinend war ein ortsfremder Ratschreiber angeordnet worden, weil keine örtliche Kraft qualifiziert werden konnte.) Franz Josef Noe soll durch Wahl, wenn er die geforderten Kenntnisse besitze, bestätigt werden.

Zehntrechner Ehrmann hat immer noch keine Tagbücher angelegt.

Wässerungsgräben an Straße nach Rittersbach teilweise zerfallen oder nicht

ausgehoben. Fortsetzung des Wässerungsgrabens bis s.g. Rittersbrunnen; der Graben vom Späthenwald bis zum Petersrain. Größere Aufmerksamkeit dieser wichtigen Einrichtung schenken als bisher. Wenn nicht durchgeführt, 5 fl Strafe.

Den 11jährigen Streit der Gemeinde mit Michael Henn, Valentin Lösch, Mischael Noe, Georg Ehrmann, Valentin Hemberger, Franz Josef Henn beim Schulhaus, Valentin Schneider und Franz Josef Trunk wegen Überfahrt ihrer Wiese beendete die Gemeinde durch Ankauf des Terrains um 30 fl. Weganlage dadurch gesichert, 15 Schuh breit.

Größere Anzahl von Dungstätten nicht nach Vorschrift eingerichtet (erhöhte Gefahr).

Baumbepflanzung an Vicinalstraßen durch große Trockenheit stark gelitten.

Schulstubenboden ist neu zu dielen. Brustlamperie anzubringen. Frist 6 Wochen.

Einrichtung der Nachtwache ungeeignet. Ständiger Nachtwächter anzustellen, ist zu gleicher Zeit Stundenbläser. Ein Ortsbürger jede Nacht dem Nachtwächter beizugeben.

Registratur mangelhaft.

Schweineställe am Schulgebäude ganz verwahrlost.

1860: Gesuch zur Pfarrei-Gründung Waldhausen und Zuteilung der Gemeinde wird als begründet erachtet.

Bitte, daß Waldhüter mit jährlich 70 fl dazu Dienstkleidung mit 21 fl aus Gemeindegasse zu verabfolgen, hat man auch Ausmärker zu hören.

Eingangsthür zum Armenhaus total verwahrlost.

Peter Gramlich und Valentin Schneider haben Brunnen decken zu lassen. Franz Josef Henns Wohnhaus und Baumwirt Hembergers Ökonomiegebäude „in

einem ganz verwehrten Zustande".
Frist 4 Wochen bei Vermeidung von Strafen.

Weiher beim Dorfbrunnen einzufrieden; Quelle, die im Weiher floß wiederaufzusuchen.

Versuch zu machen Brunnen beim Schulhaus 10 Schuh tiefergraben, ob dadurch nicht wasserreicher. Ist Versuch erfolglos, dann Anlage eines neuen Brunnens.

Rinne an Ortsstraße von Landstraße bis zum Krämer Ehrmann ist zu bepflanzen.

Es wäre müßig, alle Ortsbereisungsprotokolle hier anführen zu wollen. Sie enthalten bis 1900 die gleichen Klagen und Beanstandungen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß manche von Amts wegen geforderten Dinge über die Finanzkraft der Gemeinde hinausgingen. Deswegen ist die damalige Bürgerverwaltung für ihre Vernachlässigungen nicht zu entschuldigen. Und Sparsamkeit grenzt oft an Geiz. Manchmal weiß man nicht, ob nicht Geiz hinter allzu großer Sparsamkeit verborgen ist.

Heute ist Heidersbach eine schmucke Odenwaldgemeinde.

4. ARMUT UND BETTELEI (ARMENFÜRSORGE)

Heidersbach war eine Agrargemeinde. Doch konnten Grund und Boden die kinderreichen Familien nicht ernähren. Viele mußten sich als Knechte und Mägde auswärts verdingen. Unterhielt man sich mit der älteren Bevölkerung, so erfuhr man, daß eine Großzahl in ihrer Jugend in Dienstverhältnissen stand. Bei dieser zwingenden Notlage stellte der Bettel ein großes Unwesen dar.

1709 starb ein Johannes in einer Scheune (wahrscheinlich ein entlaufener Soldat).

1732 starb ein Josef Georg Parr aus dem Württembergischen, circa 50 Jahre alt, auf der Straße.

1743 verstarb am 4. April ohne Sakramente Margaretha, die Gattin des Friedrich Durst arm und vagabundierend (Pauperis et vagabundi).

Im 18. und 19. Jahrhundert war der Kinderbettel so schlimm, daß man von organisiertem Kinderbettel reden konnte. Dieses Übel suchte man durch Einrichtung von Armenhäusern zu steuern. Das alte Schulhaus bei des Eugen Friedels Behausung diente nach dem Schulhausneubau 1867 solchem Zweck. Es trug mit Recht den Namen „Armenhaus“, denn es war wirklich ein armes Haus. Nur das Notwendigste wurde an diesem Hause repariert. Es soll nicht betreten werden, daß das Armenwesen den Gemeinden eine große finanzielle Last aufhalste. Unter der Armut hatten besonders die Kinder zu leiden. Rödter berichtet in seiner Schefflenzer Chronik: „Die ersten die zum Neujahr-Glückwunsch kamen, waren in den fünfziger Jahren (1850) die Odenwälder; die armen Dinger mußten sehr früh aufstehen und kamen oft einen viele Stunden langen Weg barfuß im Schnee. Es wurden für sie besondere Brotlaibe gebacken, viele kleine Laibchen aneinander, und diese schleppten die Kinder in ihren Reisigzeinen nachher mühsam nach Hause.“

1851 wurde dem Gemeinderat von Amts wegen empfohlen, rechtzeitig Brotgetreide auf Gemeindegeldern einzukaufen, da die Gemeinde eine große Anzahl armer Familien besitze und ein harter Winter bevorstehe, der große Teuerung bringe. Allerdings mahnte das Amt den Gemeinderat, den Vorschlag geheim zu halten, da „mancher Faulenzer dies nur zum Anlaß nehmen könnte, die Armuth als ein Privilegium zum großen Nachtheile der dortigen Gemeindegeldern auszubeuten.“ Die wenigen Gulden, welche die Gemeinde für das Armenwesen auswarf, deuten nicht darauf hin, den Amtsvor-

schlag ernst genommen zu haben (G.A.H.).

Zur Ehrenrettung soll gesagt sein, daß andere Gemeinden nicht besser handelten und sich wehrten, Arme aufzunehmen. Wer keinen Heimatschein besaß, hatte in der Gemeinde kein Recht. Und wer den Heimatschein ausstellte, dem fiel die Person zur Last. Aus den vielen Prozessen um den Heimatschein sei als Beispiel ein einziger herausgegriffen, der viel Licht auf diese Zeit fallen läßt, von der behauptet wird, sie sei besser gewesen als die unsrige.

Billige Arbeitskräfte waren schon immer gesucht. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden viele Menschen durch verheerende Kriege auf die Straße geworfen, die nun (in großer Zahl) landstreichend durch die Gegend zogen und sich dort verdingten, wo sie Arbeit fanden, oder wo ihnen ein Obdach gewährt wurde.

So scheinen auf gleiche oder ähnliche Weise Katharina Landschuh, Kunigunde Elgertshäuser, Barbara Albert, die Familie Adam Filiver (Villiver) nach Heidersbach gekommen zu sein. Der Katharina Landschuh wurde mit ihrem unehelichen etwa 8 Jahre alten Kind Muckenthal als Heimatort angewiesen (1828 G.A.H.). In Sachen der Kunigunde Elgertshäuser bitet der Ortsvorstand unterm 24. Dezember 1828 um einen neuen Schubpaß, „um nur bald von dieser Person entledigt zu werden - denn es ist bekanntlich, daß dieselbe 5 Kinder hat, kein Heimatsrecht hierorts aufweisen kann, und das längere Verbleiben hier, für unsern Ort nachteilig sein wird.“ Die Genannte, aus Rienhorn Amt Breuberg stammend, „scheint eine Rumtreiberin gewesen zu sein“. Wäre ihr Heidersbach als Heimatort zuerkannt worden, so hätten die Gemeindeväter schon der Kinder wegen ihr eine Unterstützung genehmigen müssen. Der Ortsvorstand erreichte auch ihre Ausweisung von Amts wegen.

Die Barbara Albert dagegen ließ sich nicht so schnell abwimmeln. Unterm 22. Januar 1831 gibt sie, vor das Amt Mosbach geladen, an, daß sie 40 Jahre alt ist und Tochter des Johann Albert und der Barbara N. zu Heidersbach geboren, und sich daselbst seit dem theuren Jahr (1817) aufhalte und sich durch Spinnen und Taglohn ernähre. Sie hatte zwei uneheliche Buben, der jüngste, Markus, war 13 Jahre alt, der ältere befand sich in der Lehre bei einem Hutmacher in Großeicholzheim, sie selbst wohnte bei Valtin Franz (vielleicht auch Walter Franz). Die Gemeindeväter wußten gegen diese Aussagen einiges einzuwenden, konnten aber nicht die Tatsache ganz entstellen. Nach allem zu urteilen, war Barbara Albert in Heidersbach geboren, als vielleicht ihr Vater, der sich als Schafhüter und Tagelöhner verdingte, in Heidersbach bedienstet war, später aber suchte der Vater Albert neue Dienstorte. Die erwachsene Tochter jedoch fand dann in Heidersbach ihr Auskommen, wechselte zwischendurch kurzfristig ihren Dienstort. In Hainstadt gebar sie ihren 2. Sohn Markus, den sie bei sich behielt, während ihr erster Sohn als Kleinkind bei seinen Großeltern aufwuchs, aber später zu seiner Mutter zurückkehrte und in Großeicholzheim seinen Dienst aufnahm. Es schien nun auch dem Bezirksamt Mosbach zu hart, eine eifrige Dienstmagd vor die Tür zu setzen und riet dem Ortsvorstand, der Barbara Albert Heidersbach als Heimatort zuzuerkennen. Ob er es getan hatte, sagen die Akten nicht.

In Sachen des Johann Adam Filliver tappte die Gemeinde auch daneben. Heidersbach war für die Familie Filliver als Heimatort anerkannt worden, und der Ortsvorstand wurde wegen der unzulässigen Arrestierung des Johann Adam Filiver von Amts wegen mit einer scharfen Strafandrohung gemäßigelt (1832). Die

Familie Filliver war vorübergehend in Unterscheidental wohnhaft. Diese Gemeinde verweigerte die Aufnahme. Die Filliver'sche Familie mußte vierzehntägig von einem Bauern zum andern wandern. Diese sträubten sich dagegen. Johann Adam Filliver, Sohn des Wolfgang Filliver, war auf der Straße nach Karlsruhe in einen Diebstahl verwickelt. Heidersbach mußte die Familie Filliver aufnehmen. Daraufhin stellte Unterscheidental Antrag auf Ersatz der geleisteten Kosten, die es von 1819 bis 1829 mit 58 Gulden 47 Kreuzer verausgabte. Ob sie bezahlt wurden, geht aus den Akten nicht hervor.

Anscheinend trieb Filliver ein dunkles Gewerbe. Seine Tochter landete im Landesgefängnis zu Bruchsal und wurde später auf Gemeindegeldern nach Amerika abgeschoben.

Daß der Ortsvorstand die Gemeinde vor lichtscheuem Gesindel bewahren wollte, ist ihm zugute zu halten (siehe auch unter Sagen und Geschichten). Es ist noch anzuführen, daß der Staat durch Polizei und Sozialmaßnahmen dem Bettel zu begegnen suchte. Jedoch seine gewährten hohen Unterstützungen verleiteten viele Ortsarme zum „Faulenzen“, daß die Bauern im Sommer trotz der vielen Arbeitslosen keine Arbeitskräfte hatten. Man ging lieber auf den Bettel. Die Gendarmen erhielten bei Ablieferung eines Streuners fünfzehn Kreuzer Fanggebühren, welche die Gemeinde zu bezahlen hatte, woher der Bettler kam. In den Akten des GLA Karlsruhe von Heidersbach sind etliche Fanggebühren verzeichnet.

Aus diesem Grunde richteten die Gemeinden Limbach, Krumbach, Balsbach, Scheringen, Heidersbach und Robern am 20. Juli 1848 an das Innenministerium die „allerunterthänigste Bitte mehrere Bewohner des Odenwaldes“ um

baldige Einführung einer Creditanstalt, Übernahme der Vicinalstraßen, Schulen und sämtlicher Feudallasten auf die Staatskasse sowie Beschäftigung der vielen Armen von Staats wegen. In den Schreiben heißt es, daß „in den meisten Gemeinden des Odenwaldes mehr unterstützungsbedürftige als unterstützungsgebenkönnende Einwohner seien. Solche, deren geringe liegenschaftliche Besitzungen unverschuldet seien, treffe man im Odenwald so selten an, wie einen ehrlichen Juden.“ 1852 wurden der Gemeinde dreißig Gulden für ihre Arbeitsunfähigen aber verdienstlosen Ortsarmen von der Staatskasse zugewiesen mit dem Bemerkten, öffentliche Arbeiten an den durch den Ort führenden Wegen vornehmen zu lassen. Auch Saatgetreide und Saatkartoffeln wurden der Gemeinde als „staatliche Unterstützung“ zugewiesen.

5. DIE „RIELINGER“

Große Sorge bereiteten die bandenartigen Rieneker oder „Rielinger“ allen umliegenden Ortschaften. Alt-Rieneck, im Raum Muckental-Trienz-Limbach gelegen, war früher eine unfruchtbare Ödung, wohin die umliegenden Schafbesitzer ihre Herden trieben. 1786 schrieb der damalige kurpfälzische Amtmann von Lohrbach diese 300 Morgen große Einöde zur Besiedlung aus. Jeder Siedler erhielt von der Pfalz einen Morgen geschenkt mit der Bedingung, etwas Hafer an das Lohrbacher Amt zu entrichten. Und wirklich faßten einige Siedler hier Fuß, anfangs erst spärlich. Bald jedoch waren ca. 80 Familien mit 600 Seelen dort ansässig, die sich aber auf dem kargen Boden nicht ernähren konnten. Die Leute, meist fahrendes Volk, kehrten zu ihrer alten Beschäftigung, wie Besenbinden, Pfannenflicken, Korbflechten, Näpfemachen, Schirmeflicken und anderem zurück. Eine geordnete Arbeit lag

ihnen nicht. Nur zu schnell verfielen sie dem Bettel und dem Diebstahl. Während die Frauen und „Weiber“ auf ihren Handelszügen die diebstahlwürdigen Dinge auskundschafteten, entwendeten die Männer und Burschen des Nachts, was ihnen gut dünkte. Weit ins Bauland führten ihre Diebstahlsreisen. Und man muß sich heute noch wundern, wie die Kerle in einer Nacht einen Ochsen von Schlierstadt nach Rienek brachten. Noch heute heißt ein Pfad auf der Gemarkung „Betelpfad“, den das „Gesindel“ tourenmäßig benutzte. Diese Räubereien wurden zu einer wahren Landplage. Auch die aufgestellten Nachtwächter brachten nicht die erhoffte Sicherung.

So stellten die Gemeinden Muckenthal, Rittersbach, Heidersbach, Limbach, Lauenberg, Krumbach, Robern und Trienz 1850 den Antrag zur Auflösung von Rienek. Sie erklärten sich bereit, je einen Teil der Rieneker in ihren Orten aufzunehmen. Doch hierzu kam es nicht. Die Rieneker wurden geschlossen bis auf wenige Familien in die Neue Welt abgeschoben.

In Waldhausen soll ein im Schweinestall eingesperrter, von den Rielingern zurückgelassener Bub aufgezogen worden sein und als Mann dort gelebt haben (siehe auch im Anhang).

6. STRASSEN UND WEGE

Es ist in verschiedenen Kapiteln über Straßen und Wege schon so viel geschrieben und erwähnt worden, daß es notwendig erscheint, eine kurze Zusammenfassung zu geben.

Das Rentamt Eicholzheim gab 1802 die Verkehrsverhältnisse so an: „Durch Heidersbach, das ganz auf der Seite zwischen Gebüsch und Waldungen liegt, zieht keine Landstraße, hat und braucht auch keine Brücken.“ Hiernach hätte Heidersbach ein Dornröschendasein führen müssen.

Man kann zur Zeit der Römer nur einen durch die Gemarkung ziehenden Kolonnenweg vermuten (siehe Kapitel „Am hohen Sträßle“). Doch mit der fortschreitenden Besiedelung des Elz- und Guckenbachtals nahm der Verkehr zu. So zog eine mittelalterliche Straße von Oberschefflenz durch die „Seehecken“ und traf bei der Ziegelhütte die Straße von Obereicholzheim herkommend. Die „Littersgasse“ stellte die Verbindung zu dieser alten Straße her. Ferner bestand eine Verbindung nach Limbach und Rittersbach. Der Weg nach Rittersbach ist heute noch teilweise zu erkennen. Eine Brücke führte über den unteren breiteren Guckenbach, wo 1755 Peter Kraus einen Bildstock errichten ließ. Natürlich waren diese Straßen nur bessere Fahrwege ohne Untergrund und bei Regenwetter kaum befahrbar. Die Verbindung nach Eicholzheim dürfte über den „Häusener Weg“ oder den „Bahnweg“, der durch den Eichwald zieht, gesucht worden sein. Das Seeheckenstraßenstück ist vollkommen verwaldet, nur noch an den rätselhaften Wällen erkennbar, die im Volksmund als Verteidigungsanlagen gedeutet werden, in Wirklichkeit aber ausgefahrene Straßen Spuren sind.

Die Brücke am „Eichenwäldchen“ dürfte eine einfache Holzkonstruktion gewesen sein, die 1895 vom Hochwasser des Guckenbaches (plötzliche Schneeschmelze) fortgerissen wurde. An ihre Stelle trat die heutige feste Steinbrücke, die gegen die Pläne und Vorschriften des Wasserwirtschaftsamtes von Schefflenzer Mauern 1897 auf eigenmächtige Veranlassung des Bürgermeisters Bönig erbaut wurde. Dadurch ging die Gemeinde des Staatszuschusses zum Brückenbau verlustig.

Der „Limbacher Weg“, auch „Kirchenweg“ genannt, zählte zu den Vicinalstraßen (Kreisstraßen) und war für die

Steinbruchbetriebe im Elztal von großer Wichtigkeit. Sein starkes Gefälle zur Elz und sein schlechter Zustand veranlaßten die Kreisverwaltung, die Straße zu verlegen und durch nahezu zwei bis drei Kilometer Umweg befahrbar zu machen. Dies wurde jedoch von den Heidersbachern abgelehnt, weil sie sich an den Kosten hätten beteiligen sollen, zumal dieser Weg, nachdem sie nach Waldhausen eingepfarrt werden sollten, keine Wichtigkeit mehr hatte (GLA). Durch die Steinfahrten aber wurde dieses Sträßlein sehr belastet und beschädigt. Es wurde zu einer „Lochstraße“. Als Steinbruchbesitzer Fehr die Reparatur der Straße verlangte, entstand ein Streit über die Verteilung der Kosten. Die Gemeindeverwaltung war der Ansicht, daß Fehr als Hauptbenutzer der Straße die Kosten alleine zu tragen habe. Die Kreisverwaltung konnte dieser Auffassung nicht zustimmen. So erklärte Bürgermeister Bönig die Straße, also den Limbacher Weg, kurzerhand zur ortseigenen Straße mit dem Hintergedanken, nur dann die Ausbesserung vorzunehmen, wenn es der Gemeinde notwendig erschien. Trotz aller Warnungen und Vorstellungen der Nachteile beharrte Bönig darauf, den „Kirchenweg“ aus der Liste der Vicinalstraßen zu streichen. Heute ist dieser alte Weg mehr ein Grüner-Plan-Weg, um auf die beiderseits liegenden Grundstücke zu kommen.

Die Kosten für den Bau der Brücke über die Elz bei der Limbacher Mühle im Jahre 1865 wollte die Gemeindeverwaltung den Limbachern aufbürden. Weil aber die Gemarkungsgrenze zwischen Heidersbach und Limbach in der Mitte der Brücke verläuft, gekennzeichnet durch einen Gemarkungsstein, haben die beiden Gemeinden die Erbauungs- und Unterhaltungskosten gemeinsam zu tragen gehabt (vgl. Skizze Seite 32).

1850 wurde die Landstraße Mosbach - Buchen durch das Elztal bzw. durch das Guckenbachtal gebaut. Sie hat das kleine Odenwalddorf aus dem Dornröschenschlaf aufgeweckt. Durch diese Straße - heute als B 27 gekennzeichnet - verlor die Vicinalstraße Schefflenz - Buchen an Bedeutung, obwohl noch lange die Post auf dieser Straße befördert wurde. In Waldhausen war eine Posthalterei mit Umspannstation. Josef Schulz späterer Bürgermeister, hat als junger Mann noch längere Zeit die Post gefahren. 1928 wurde die Postbuslinie Mosbach - Buchen eröffnet. Seit 1950 passiert die Linie „Vom Rhein zum Main“ den Ort.

7. DAS FEUERLÖSCHWESEN

Das Feuerlöschwesen schien auch früher sehr im argen gelegen zu haben. Strohdächer waren bis weit ins 19. Jahrhundert vorherrschend. Zwischen 1920 und 1930 verschwanden die letzten Strohdächer. Natürlich war unter diesen Umständen immer eine erhöhte Brandgefahr gegeben. Der Nachtwächter war also in Wirklichkeit Brandwächter. Feuereimer und Löschgeräte besaß die Gemeinde jedoch nicht. Brannte einmal ein Haus, gerieten die anderen durch Funkenflug in Gefahr. „Löschen“ gehörte zur Gemeinschaftsarbeit. Denn „wer den Brand löschen half, rettete sein eigenes Anwesen“.

1806 schildert Bürgermeister Henn, zur Frage der Sicherung gegen Feuer befragt: „Die Gemeinde besitzt keine Feuerspritze, keine Feuerleder (= Feuereimer). Die Leute sind zu arm, solches anzuschaffen. Wasser hat man so vor die Noth durch einen Weiher. Zur Feuerspritze hat man 2 Stund nach Buchen.“

Der Gemeinde wurde später angeraten, sich ein Löschgerät anzuschaffen. Doch die Gemeindeverwaltung übergang die

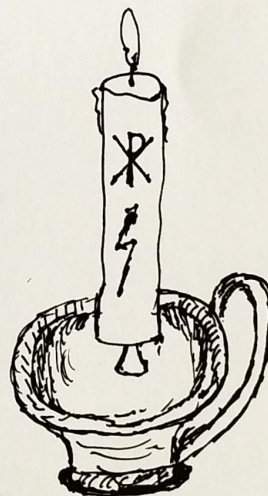


Feuerwehrmänner, 1990

sen Rat. 1872 war noch keine Handspritze vorhanden, 1874 zwar eine Spritze, aber ohne Schläuche. Die Gemeinde mußte diese Nachlässigkeit 1898 teuer bezahlen. Die Feuerversicherung war nur spärlich verbreitet. Die kleine Handspritze, die man offensichtlich besaß, kam 1898 nicht zum Einsatz, weil der Bürgermeister von ihrem Verbleib keine Ahnung hatte. Nach diesem großen Unglück gründeten Scheringen, Waldhausen und Heidersbach einen Feuerlöschverband, kauften eine Handspritze und machten Waldhausen zum Standort. Bald jedoch kaufte sich Scheringen ein eigenes Gerät, weil man erkannt hatte, daß auch der „Feuerlöschverband“ keine Lösung brachte. Nach einigen Jahren folgte Heidersbach dem Beispiel Scheringens, nicht ohne Schwierigkeiten.

Sie verlangten ihren Anteil von der gemeinsam angeschaffenen Spritze, obwohl sie einige Jahre zuvor den Scheringern das gleiche verweigerten. Es kam zu einem Vergleich und Heidersbach zu einer Handspritze, die noch heute im Schulkeller steht. Als der Staat das Feuerlöschwesen unter seine Aufsicht stellte,

nahm auch diese so wichtige soziale Einrichtung ihren geordneten Lauf.



Gewitterkerze

8. SCHULTHEISSEN UND BÜGERMEISTER

Solange Heidersbach zur Grundherrschaft Eicholzheim gehörte, war der Ortsvorstand als Schultheiß ein Beamter des Rentamtes Eicholzheim, dem ortsgewöhnliche Befugnisse übertragen waren.

Die Liste der Schultheißen kann mangels Unterlagen leider nicht lückenlos angeführt werden.

Jahr von bis	Name	Bemerkung
1641 - 1675	Joannes Walter	
1675 - 1686	Leonhard Pfeifer	
1686 - 1716	Abraham Stephan	reformiert
1716	Joh. Peter Haaß	
? ?	Franz Brauch	*1729 +1799
1801	Joh. Adam Henn	
1820 1832 Henn, Vogt	
1832 1837 Ehrmann	
1837 1845	Georg Noe	
1845 - 1845	Franz Henn	
1845 1848 Gramlich	
1848 1853	Franz Henn	
1855 1858 Lenz	
1859 1864	Franz Knühl	
1864 1870	Markus Bönig (?)	

1870 1876	Theodor Becker
1876 1884	Theodor Becker
1884 1896	Josef Walter
1896 1906	Markus Bönig
1900 1915	Johann Adam Schulz
1915 1933	Valtin Henn, Bäckermeister
1933 1936	Alois Hemberger
1936 1944	Markus Bönig
1944 1945	Franz Gartner
1945 1949	Wilhelm Henn
1949 1967	Josef Schulz
1967 1973	Karl Knodig
1973 1990	Sigmar Dörr, Ortsvorsteher nach der Fusion Bürgermeister der Verwaltungsgemeinde Limbach
1973 1989	Hubert Zimmermann
1989-dato	Matthias Baumann
1990-dato	Peter Müller, Ortsvorsteher Heidersbach



Feierliche Eröffnung der Postbus-Linie Mosbach - Buchen 1928 am Gasthaus „Löwen“ in Heidersbach (Poststelle)

U.

Religion und Kirche

1. HEIDERSBACH - EIN FILIAL VON HOLLERBACH

Daß die Heidersbacher heute bequem ihre Sonntagspflicht erfüllen können, war von vielen, vielen Vorarbeiten abhängig. Ein Gotteshaus wird tatsächlich nicht von heute auf morgen erstellt. Und die Heidersbacher machten darin keine Ausnahme. Der Weg war ein langer, rauher, dornenreicher im wahrsten Sinne des Wortes. Doch wollen wir der Reihe nach erzählen.

Als Heidersbach als Siedlung entstand, war das Christentum im „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ schon zur Staatsreligion erhoben. Doch war noch manches heidnische Unkraut darunter, das erst mit den Jahren verchristlicht werden konnte.

Träger der missionarischen Arbeit im Odenwald war das im 8. Jahrhundert in Amorbach gegründete und dem Hl. Amor geweihte Benediktinerkloster. Seine Mönche zogen auf die unwirtlichen Höhen des Odenwaldes, rodeten das Land und die Seelen der alemannisch-fränkischen Bewohner. Viel Schweiß, viel Geduld waren notwendig. Viel Haß und Abneigung mußten die Mönche überwinden. Der heutige imposante Klosterbau mit seiner bekannten Barockkirche zeigt die Erfolge seiner missionarischen Arbeit.

Die alten Heidersbacher waren also Christen und wurden von Amorbach aus betreut. Wo sie aber zur Kirche gingen, um ihren sonntäglichen Pflichten zu genügen, ist zunächst nicht bekannt. Die Kirchen waren in den frühen Jahrhunderten oft Eigenkirchen von Adligen oder Stiftungen von Klöstern, besonders

dort, wo das Kloster auch Grundherr zugleich war. Bödighheim besaß schon sehr früh eine Kirche, wahrscheinlich eine Eigenkirche des dortigen Grundadels. Zu dieser Kirche zählte auch Hollerbach, bis es 1277 mit 25 Filialen abgetrennt und zu einer selbständigen Pfarrei erhoben wurde, darunter auch Limbach und Mudau.

1420 wird Heidersbach als zur Pfarrei Hollerbach gehörig erwähnt. Daraus ist zu schließen, daß die Heidersbacher nach Bödighheim und später nach Hollerbach eingepfarrt waren und auch nach dort ihren Kirchenzehnten entrichten mußten. Versetzt man sich in die damaligen Verhältnisse, so bedeutete jeder Kirchgang eine Bußfahrt. Das erkannten auch die Limbacher und Mudauer, welche eine eigene Kapelle besaßen, worin durch die Kapläne von Hollerbach vierzehntägig Sonntagsgottesdienste gehalten wurden. Wahrscheinlich hatten die Heidersbacher diese Gelegenheit ergriffen und, obwohl zu Hollerbach gehörig, in Limbach den Gottesdienst besucht und die Sakramente empfangen. Die Limbacher setzten durch, daß mit Urkunde von 1426 Bischof Johannes von Würzburg auf das Gutachten des Abtes Dietrich, der die Notwendigkeit einer Neuerrichtung erkannte, Limbach zur eigenen Pfarrei erhob. Allerdings mußte Pfarrer Friedrich von Dürn zu Hollerbach seine Zustimmung geben. Ferner durfte die Mutterkirche keinen Schaden erleiden; Patronatsherr bleibt der Abt von Amorbach. Wird das „subsidium caritativum“ oder eine andere Kollekte von der Mutterpfarrei einverlangt, hat der Pfarrer von Limbach $\frac{1}{3}$ dazu beizusteuern.

An den Bittagen mußten die Limbacher Kirchspielsgemeinden mit Kreuz und Fahne und den Reliquien zur Mutterkirche Hollerbach wallen.

Als Anerkennung für die Lostrennung waren jährlich 10 Rheinische Gulden zu zahlen. Die Limbacher hatten noch die Pflicht, einen Zuschuß beim Neubau oder Instandsetzung der Pfarrkirche Hollerbach zu leisten.

2. HEIDERSBACH WIRD FILIALORT VON LIMBACH

Zu Limbach zählten die Orte Balsbach, Krumbach, Heidersbach, Laudenberg, Robern, Unterscheringen, Trienz und Wagenschwend. Heidersbach blieb bis 1909 bei Limbach und wurde dann nach Waldhausen eingepfarrt.

Natürlich hatten die Heidersbacher auch zum Unterhalt des Pfarrers beizutragen. Hierzu bemerkt Pfarrer Speer in seiner Chronik 1802: „Von Hettersbach aber hat die Pfarrei nur $\frac{1}{9}$ Antheil. Dasselbst wurden vor 100 Jahren die Bienen und Schweinlein, dann und wann paccord mit Geld jährlich bezahlt, nämlich für jeden Bien 2 Groschen, für jedes Schweinlein aber 1 Groschen, und die übrigen Artikel wie Flachs, Hanf, Gersten, Erbsen, Wicken, Hirse in Natura erhoben. In den neueren Zeiten aber gaben die Hettersbacher für den Kleinen Zehenten etwas weniger an Geld, also daß der Pfarrei für ihren $\frac{1}{9}$ stel nebst Herstattes jährlich 1 fl 40 x zugefallen ist.“

Zu Herdstattsgeldern bemerkt der Chronist: „Die Pfarrei Limbach hat an Herdstatt Lämmer, Geißen und Kälber von jedem Stück $\frac{1}{2}$ xer jährlich um Martini zu empfangen. Diese Gefälle von denen, welche der Pfarrei auch Fastnachtshühner entrichten müssen; von den übrigen Einwohnern in Limbach, wie auch in den Ortschaften Balsbach, Grumbach, Hettersbach, Laudenberg, Unterscheringen, Trienz und Wagenschwend nur ein $\frac{1}{3}$.“

Beim Einsammeln der Osterkommunionzettel wurde für jeden Zettel 1 xer entrichtet, der Osterkreuzer. Er gehörte dem Pfarrer. Bei der Gelegenheit wurden aus der ganzen Pfarrei von einer jeden Haushaltung nebst den Ortsbürgern dem Pfarrer auch etliche Eier zugebracht. Dieser Ostereierbrauch hat sich hier bis auf heute erhalten.

Die Stollgebühren betragen bei Taufen eines ehelichen Kindes 12 xer, eines unehelichen 1 Goldgulden (Kirchenbuße), bei Aussegnungen 3 xer, bei Trauungen für dreimaliges Ausrufen 45 xer, für einen Tauf-, Trauungs- oder Totenschein 30 xer, für einen Stammbaum 30 xer, für Begräbnisse nebst Opfern 1 fl 30 xer.

Rund 500 Jahre marschierten die Heidersbacher sonntags wie feiertags, bei Hochzeiten und Kindstauen und auch mit den Toten nach Limbach. Doch die Hammerschläge Luthers verhallten auch im Odenwald nicht ungehört. Bald waren viele Ritter des Ritterkantons Odenwald für die neue Lehre gewonnen. Sie versuchten, ihren Untertanen das neue Evangelium aufzunötigen. Man schreckte vor Gewalt nicht zurück.

3. REFORMATIONSVERSUCH IN HEIDERSBACH

Als gar die Landesherrn dem Lutherum huldigten, hatte der kleine Landadel in seinen Reformbestrebungen eine gute Stütze, zumal sich die Ansicht breitmachte: „Wie die Herrschaft, so auch die Religion.“ Das hieß, daß das religiöse Bekenntnis von der Religionszugehörigkeit der Herrschaft abhing. Diese Zeiten der Reformation und Gegenreformation wurden auch in den kleinsten Weilern und Flecken spürbar und zerrissen die familiäre, gemeindliche und staatliche Einheit und brachten in die Rechtslage große Unklarheiten.

Aus: „Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogtum Baden“ (I. Bd. S. 482) erfahren wir:

„Stepfan Rüd von Collenberg setzte den ersten evangel. Pfarrer zu Eberstadt schon zur Zeit des Passauer Vertrages. Früher scheint die Reformation in Eubigheim eingeführt worden zu sein. In Sindolsheim später als Albrecht von Rosenberg Vormund des minderjährigen Rüd gewesen war. In Bödighheim erhielt sich der kath. Kultus bis 1574, wo die Messe durch Eberhard Rüd untersagt wurde, so daß der Abt Theobald von Amorbach immer lange Zeit wirksame Einsprache that.“

Aus der handschriftlichen Notiz im Bödighheimer Taufbuch ist zu entnehmen:

„1629 Besitzergreifung durch Abt von Amorbach. Er befiehlt, den kath. Gottesdienst zu besuchen. Priester heißt Jakob Model, predigte und hielt Messe meist vor der leeren Kirche, denn die meisten Leute gingen in die Schloßkapelle in den Gottesdienst, wo die Grundherrschaft noch das Recht hatte, luth. Gottesdienst zu halten, dieselbe nahm jeden Monat das hlg. Abendmahl. Abt erhob darüber Beschwerde; die Grundherrschaft aber beharrte darauf, daß sie wie auch der Abt das Recht anerkenne, einen luth. Geistlichen zu halten, es aber den Unterthanen keineswegs verboten habe, diese Gottesdienste zu besuchen. Hierauf wurde der luth. Pfarrer knapp abends 9 Uhr in seinem eigenen Hause von Bewaffneten überfallen, aus dem Bette geholt und in Begleitung einiger Reißigen nach Buchen ins Gefängnis geführt, von wo er erst nach einigen Tagen wieder entlassen wurde, nachdem er das Versprechen gegeben hatte, in Bödighheim nicht mehr predigen zu wollen. Dies geschah im Januar 1630. 1631 machte die schwedische Herrschaft dem erzwungenen kath. Gottesdienst ein Ende.“

Aus einer Antwort der kurfürstlichen Kanzlei an den Freiherrn von Metternich, der angibt, Lehensnachfolger der Landschade (in Eicholzheim) zu sein, erfahren wir, daß die Kurpfalz einen reformierten Pfarrer namens Johannes Meiß nach Heidersbach und denselben wieder 1621 nach ... im Oberamt Mosbach versetzte. Metternich wollte 1586 wieder einen reformierten Pfarrer nach Heidersbach bringen. Es handelte sich um den Pfarrer von Heiligkreuz-Steinach, als „welcher Pfarr zu Heydersbach als ein Filial versteht“.

Anscheinend hatte Metternich eigenmächtig gehandelt, und das kurpfälzische Amt machte ihn darauf aufmerksam, daß es den Pfarrer setze, er aber eine „qualifizierte“ Person benamen kann, die sich ad examen et confirmationem zu stellen habe; wie auch schon „dem damaligen Landschaden Hans Ulrichs nachgelassenem Sohne beschieden“ wurde und Dietrich von Landschad bis auf solche Zeit zufrieden gewesen sei, ohne daß dem „ius patronatus“ der Landschade Abbruch geschah.

Metternich drang aber mit seiner Forderung, einen evangelischen Pfarrer nach Heidersbach zu setzen, nicht durch. 1699 berichtet Regierungsrat von Hundheim an den Kurfürsten (unterm Datum: Weinheim, den 29. Juni 1699), wegen des von Vogt Heinrich von Metternich prä-tendierenden juris patronatus (Patronatsrecht) in Heidersbach, daß er (Heinrich von Metternich), wenn es der Zustand der Unterthanen künftighin erfordere, einen Pfarrer, wenn er katholisch ist, dem ordinarius loci (dem zuständigen Bischof), wenn er aber reformiert oder evangelisch ist, dem Kurpfälzischen Kirchenrath oder dem Lutherischen Consistorium ab examen (zur Prüfung) präsentieren solle.

Ob die Heidersbacher von sich aus der neuen Lehre huldigten, kann bei der Agrargemeinde mit Fug und Recht bezweifelt werde. Die Reformation ist schon von außen an die Gemeinde herangetragen worden. 1630 wurde dann Heidersbach zusammen mit den kurpfälzischen Orten zur reformierten Pfarrei Fahrenbach gezogen. Selbst nach dem Dreißigjährigen Krieg beklagt sich Mainz in einer Klageschrift unter Punkt 4: „Den catholischen Unterthanen deren mit der Vogteilichkeit Churpfalz zugehörigen dörrfer Heydelsbach, Baltzbach, Trienz, Robern, Grumbach und Wagenschwen wird verboten, ihre Mutterkirch zu Limbach zu besuchen. 5. Churpfalz unterstehe sich, die in festo Inventionis sanctae Crucis (Kreuzauffindung) herkommene Prozession von Hemdßbach (Hemsbach) auf den heil. Kreuztag mit gewalt zu verhindern.“

Die einsetzende Gegenreformation brachte den Heidersbachern ihren angestammten Glauben zurück. Man kann sich leicht vorstellen, daß sich der Religionswechsel nicht reibungslos vollzog, wie noch aus Geschehnissen zwischen 1810 und 1820 zu ersehen sein wird. Im ältesten Kirchenbuch von Limbach, das die Getauften der Pfarrei von 1649 (Nachtrag 1641) bis 1704 laufend enthält, fehlen die Einträge von 1641 bis 1686. Unter Heidersbach heißt es am 1. April 1686: Bap. é. Joes Valentinus fil. Adami Bambusch ex Haiderschbach susc. Joés Walter ex eodem loco fuit hic puer primus ex palatinatu qui denuo hic in Limbach fuit baptizatus. Auf deutsch: Am 1. April 1686 wurde Josef Valentin, ehelicher Sohn des Adam Bambusch aus Heidersbach, getauft, von Josef Walter aus demselben Ort (über die Tauf) gehalten; dieser war das erste Kind aus dem Flecken, welches wiederholt hier in Limbach getaut wurde (noch einmal katholisch getauft wurde).

Unterm 24. Juli 1687 ist im Limbacher Kirchenbuch ein Eintrag vermerkt, der die versuchte Einführung der Reformation in Heidersbach als kurpfälzischem Ort bestätigt. Der Eintrag: Eva uxor Leonardi Pfeiffer prätoris emeritia ex Heidersbach ist ungeachtet des Verbotes der kurpfälzischen Beamten anhero nach Limbach begraben worden, zu deutsch: Eva, Ehefrau des Schultheißen Leonard Pfeiffer in Heidersbach ... usw.

Unterm 10. April 1694 ist zu lesen: in festo ... ad fidem Romano-catholicam conversi sunt honesti adolescentes Friedericus Diethelm de Eicholzheim et Joannes Andreas Müller de Unterschefflenz tunc temporis unteris a Servitiis in Heidersbach. Deus det gratiam perseverantiae, zu deutsch: Am Fest ... sind zum römisch-katholischen Glauben übergetreten die ehrsamten Jünglinge Friedrich Diethelm von Eicholzheim und Johannes Andreas Müller von Unterschefflenz, beide in Heidersbach im Dienst stehend, Gott gebe (ihnen) die Gnade der Beharrlichkeit.

4. RELIGIÖSES LEBEN

Heidersbach zählte 1683 63 Seelen, 1803 waren es 204, 1895 dagegen 431. In den Jahren nach der Reformation teilten die Heidersbacher Freud und Leid mit den übrigen Pfarrkindern des Limbacher Kirchspiels. Die Täuflinge wurden sommers wie winters über die Elz getragen. Es sollen oft nicht wenige Frauen gewesen sein. Der Pate hatte nämlich die Kindelträgerinnen freizuhalten. Versäumte er, eine leere Flasche füllen zu lassen, so banden die schlauen Weiber die Flasche zur Unehre und zum Gespött des Paten an die Decke, wo sie der Gefoppte freisteigern mußte. Nach einer solchen Zeche sollen die Trägerinnen einmal einen neugetauften Erdenbürger in dem

Schnee verloren haben, ohne daß er daran Schaden nahm.

Fröhliche Hochzeitszüge in bunten Trachten wallfahrteten nach Limbach. Pfarrer Speer berichtet, daß bei jeder Hochzeit „Wein gewiehen“ wurde, welcher den anwesenden Hochzeitsgästen wie am Johannesfest (27. Dez.) dem herbeitretenden Volk zu trinken vom Priester dargereicht wurde.

Auch die Toten fanden im Limbacher Friedhof ihre letzte Ruhestätte. Auf einem blumengeschmückten Pferdewagen wurden die Leichen bis zum Kreuz am Limbacher Weg gefahren. Hier segnete sie der Pfarrer und geleitete den Toten zum Friedhof.

5. DIE LIMBACHER FRIEDHÖFE

In Limbach gab es seit den Pestzeiten zwei Gottesäcker, den eigentlichen Friedhof um die Kirche und den „Gottesacker“ gegen Scheringen, welcher im 17. Jahrhundert für die Pesttoten angelegt wurde. In ruhigen Zeiten wollte niemand mehr auf dem Pestfriedhof beerdigt werden. Aber auch der Friedhof um die Pfarrkirche war zu klein geworden. Jetzt wollten die Limbacher diesen Friedhof für sich haben und verlangten, daß die Filialisten auf dem Pestfriedhof ihre letzte Ruhe finden sollten. Dagegen wehrten sich die Filialorte. Der Friedhof wurde durch den Pfarrgarten z.T. erweitert, der „Gottesacker“ dem Pfarrer als Weideplatz überlassen. Aber gerade die Instandsetzung der Friedhofsmauer brachte viel Verdruß. Die Filialorte wollten sich fast immer um die Kosten drücken. Es entstanden lange Verhandlungen, die dem Mauerwerk nichts nützten. Die Zeit verstrich, der Schaden wurde größer. Bei den 1794 und 1803 notwendigen Reparaturen erklärten sich „Limbach und Hettersbach bereit, ihren verhältnismäßigen Beitrag zu leisten“.

Doch die übrigen Pfalzorte machten so lange Schwierigkeiten, bis sie von Amts wegen zur Zahlung aufgefordert wurden.

1814 mußte der Gottesacker wieder bis heute in „Betrieb“ genommen werden. Heute allerdings kann man fast kaum mehr ein Heidersbacher Grab finden. In der Umfassungsmauer ist ein Stein mit einem sinnvollen Spruch eingelassen:

*Hier Wanderer, besinne dich
Tod, Grab und Richter nahen sich
Drum halte dich zu jeder Zeit
auf deinen Tod bereit.
Friede den Entschlafenen
1876.*

6. ANNIVERSARIEN (GEDÄCHTNISGOTTESDIENSTE)

An Meßstiftungen von Heidersbachern sind verzeichnet:

Jahrtäge, die gesungen werden: Von jedem dieser Jahrtäge bezieht der Pfarrer 30 x, der Schulmeister 10 x, das übrige die Fabrik (fl = Gulden; x = Kreuzer)

1716 stiftet Joh. Peter Haaß, Schultheiß zu Hettersbach einen für sich zu haltenden Jahrtag mit 50 fl.

1734 Jörg Noe für sich einen Jahrtag 30 fl.

1797 Joh. Henn für sich u. Ehefrau Margaretha 30 fl.

1817 Vogt Henn für seine Tochter Maria Gimber 30 fl.

1817 Adam Henn, Vogt zu Heidersbach für sich und seine Hausfrau Rosina 30 fl.

Jahrtäge, die gesungen werden und wobei Almosen ausgeteilt wird: Von jedem dieser Jahrtäge empfängt der Pfarrer 30 x und für 8 x Weißbrod, der Schulmeister 10 x und für 8 x Weißbrod, das übrige bleibt bei der Fabrik.

1718 stiftet Georg Etzel aus Heidersbach einen Jahrtag mit Allmosen jährlich 15 x auszuteilen. Wird dahier und in Wald-

hausen gehalten. Die Stiftung ist für jede Kirche 25 fl.

1768 Peter Etzel einen Jahrtag mit 15 x Allmosen

1769 Michel Etzel für sich und seine Ehefrau einen Jahrtag 40 fl., wobei jährlich 15 x Weisbrod als Allmosen auszuteilen ist.

1826 Franz Henn für verstorbene Ehefrau Maria Franziska Henn einen Jahrtag, wird im Dezember gehalten, nach seinem Tode auch für ihn zu halten, sowie für die ganze Familie deselben

(Franz Henn +1848) 75 fl.

1835 Martin Münch für sich 75 fl.

1839 Martin Münch gewesener Bäckermeister in Wien einen Jahrtag mit Libera für sich und seine Verwandtschaft 100 fl.

1840 am 6.4. stiftete die Witwe Valentin Heß einen Jahrtag in die Kirche nach Waldhausen mit 75 fl.

1847 Peter Kraus einen Jahrtag 75 fl.

Jahrtäge, die still gelesen werden: Pfarrer empfängt 20 x, der Schulmeister 3 x; Rest die Fabrik.

1695 Leonhard Pfeifer, Schultheiß 15 fl. für Peter Pfeifer zu lesen

1801 stiftet Franz Brauch, Schultheiß, der Kirche in Waldhausen einen Jahrtag mit 30 fl.

Auch die Gemeinde stiftete Ämter und Messen. Unter § VIII Ablässe und Motiv-Andachten der Speer'schen Chronik ist angegeben:

In festo exaltationis S. crucis (14. September) läßt ebenfalls die Gemeinde Hetttersbach, welche diesen Tag ex voto feiert, ein Amt halten und bezahlt dafür dem Pfarrer 30 x und dem Schulmeister 10 x; (am Fest Kreuzerhöhung).

In festo Wendelin Abbatis, welche die ganze Pfarrei ebenfalls ex voto feiert, besucht sie die Kapelle in Wagen-schwend.

In festo S. Barbara (4. Dezember) läßt die Gemeinde Hetttersbach, welche diesen Tag ex voto feiert, ein Amt halten, fällt darauf ein Sonntag, wird dieses Amt den Tag hernach gehalten, vor- und nachher ist auch Betstunde, und zwar eine volle Stunde lang. Diese Gemeinde ward im Jahre 1813 am 25. November von russischer Einquartierung so überfallen, daß sie, wenn der Liebe Gott sie mit weiterem Unglück behüte, obiges Versprechen samt ihrer Nachkommenschaft gemacht. Sie zahlte dafür 40 fl. für die Betstunde 1 fl.

Die Kirchweih wurde früher auf den 1. Sonntag nach Mariae Himmelfahrt gehalten; in den jüngeren Zeiten (1800) wurde sie durch allgemeine Verordnung auf den 1. Sonntag nach Martini verlegt.

7. PROZSSIONEN UND BITTGÄNGE

Speer verzeichnet an Umgängen mit dem Allerheiligsten den Fronleichnamstag durch die Gasse gegen Laudenberg zu bis an den Scheideweg, von da rückwärts vor dem Gottesacker vorbei, durch die Reuter-Gasse zurück. Bei diesem Umgang werden die 4 Evangelien gesungen und bei jedem der Segen mit dem Allerheiligsten unter Abfeuerung des kleinen Gewehrs erteilt; worauf das Amt gehalten wird. Weiter ist der Umgang „cum Santissimo“ außerhalb des Kirchhofs durch die Reuter-Gaß üblich auf den 1. Ostertag, 1. Pfingsttag, in festo Sactissimo Trinitatis und Mariae Himmelfahrt.

1817 fand zum ersten Mal neben den übrigen Bittgängen die Wallfahrt nach Walldürn mit Zwischenstation in Buchen statt. Eine zu diesem Behulf durchgeführte Sammlung hatte in Heidersbach 8 x zu verzeichnen.

Schwierig gestalteten sich besonders bei Nacht die Kranken- und Versehgänge.

Speer berichtet:

„Bei jeder Krankenversehung, wo bei der Anzeige der Kranke das erstmal, und noch mehr, wo er gefährlich angegeben wird, nimmt der Geistliche allsogleich mit Stola und Krankenbuch versehen, nebst dem Sanktissimum auch das heilige Öl mit sich und wird von dem Schulmeister oder Glöckner begleitet. Wird der Geistliche in der Nacht zu einem Kranken auf ein Filial berufen, so ist es herkömmlich, daß ihn und den Schulmeister zwei Männer oder zwei starke Pursch, die ein brennendes Licht in einer Lampe tragen, im Hin- und Herweg begleiten.“

8. HEIDERSBACH IM WECHSEL DER LANDKAPITEL

Die Pfarrei Limbach gehörte bis 1656 zur Diözese Würzburg und zum Landkapitel Buchen; wurde dann nach Mainz ausgetauscht, weil man die Diözesangrenzen verbessern wollte, und zählte anfänglich zum Landkapitel Miltenberg, seit 1785 zu Walldürn, seit 1799, dem Jahr der Verlegung des erzbischöflichen Stuhls nach Regensburg, zur Erzdiözese Mainz-Regensburg, Vikariat Aschaffenburg; seit 1827 zur Erzdiözese Freiburg, Dekanat Buchen. Den Pfarrer präsentierte bis zur Auflösung das Kloster Amorbach, dann der Fürst von Leiningen, dann der Großherzog von Baden und endlich der Erzbischof von Freiburg.

Bei den zwischen Mainz und Würzburg ausgetauschten Gemeinden wird Waldhausen nicht mehr als selbständige Pfarrei aufgeführt; es ist ein Filial von Limbach geworden. Jedoch konnten sich die Waldhausener mit der Rolle eines Filialortes mit eigener Kirche und Pfarrprägnanz nicht abfinden, mußten aber 250 Jahre lang dieses Filialspiel mitmachen. Es scheint aber, daß die Heidersbacher, als für Waldhausen ein Kaplan in Limbach angestellt wurde, den bequemeren und

kürzeren Kirchweg nach Waldhausen vorgezogen haben.

9. KONFESSIONSSTREIT DURCH DIE FAMILIE HEINRICH FEHR

Zur Ruhe kam es innerhalb der Limbacher Pfarrei nicht. Immer waren es die schwierigen Wegeverhältnisse und das ständige Wachsen der Filialgemeinden - 1803 zählte Heidersbach 204 Seelen - die den Ruf nach eigenen Kirchen und Kapellen laut werden ließen. Waren es die eigenen Pfarrkinder nicht, die dem Limbacher Pfarrer oft unnötige Sorgen bereiteten, dann war es der Kampf um Pfarrgerechtsame zwischen ihm und dem evangelischen Pfarrer von Großeicholzheim. Ursache war die in Mischehe lebende Familie Heinrich Fehr, welcher Protestant war und aus Eicholzheim stammte. Jede Partei behauptete, in Heidersbach Gerechtsame zu besitzen. Limbach konnte sie lückenlos nachweisen und aufführen, während Großeicholzheim sich auf ein Gewohnheitsrecht aus der Reformationszeit berief. Im Eicholzheimer Pfarrbuch sind einige Eintragungen aus den Jahren 1671 bis 1686 verzeichnet. In dem Dschungel von Religionsdeklarationen und Verordnungen war sich schlecht durchzufinden, daß selbst die Behörden das heiße Eisen nicht anrühren wollten und sich hinter Aktenbündeln verschanzten. Bald waren es die Taufen, bald die Todesfälle der Familie Fehr, die immer wieder neuen Streit verursachten. Die Sache verhielt sich ungefähr so:

Am 8. September 1803 war dem Heinrich Fehr und seiner kath. Ehefrau ein Kind geboren, das gegen den Protest (auf die Anzeige der Hebamme hin) des Pfarrers von Limbach vom reformierten Pfarrer aus Großeicholzheim getauft wurde, Limbach schickte sofort den Schulmeister, um die Sache klarzustellen. Zu-

nächst protestierte der Limbacher Pfarrer Speer durch einen Brief an den Pfarrer zu Obereicholzheim. Limbach erhielt eine höfliche, aber bestimmte Antwort, worin sich der reformierte Pfarrer auf die Toleranz und Gewissensfreiheit berief. Der Pfarrer zu Limbach berichtete diesen Fall an das Vicariat Aschaffenburg. Jetzt begann ein ausgedehnter Notenwechsel zwischen der Fürstl. Leiningischen Regierung und dem Erzbischöflichen Stuhl von Mainz-Regensburg. Die Leiningische Regierung beauftragte den Oberamtsverweser Merz zu Mosbach, „da ihr vom erzb. Kommissariat empfohlen ward, solche Fälle zu verhindern und den ref. Pfarrer zu Obereicholzheim gegen eine Strafe in seine Rechte zu verweisen“, den Fall zu untersuchen, was er auch nach beiden Seiten hin tat, aber schon bald starb. Darauf ruhte der Fall, bis die Ehefrau des Fehr am 8. Dezember 1806 dem Pfarrer zu Limbach meldete, daß sie wieder guter Hoffnung sei und in 4 Wochen ihrer Niederkunft entgegen sehe, jedoch den Taufakt geregelt wissen wolle, zumal das Geschehen vor 3 Jahren ihr sehr verdrißlich war. Sie meldete, daß „zwischen dem jetzigen Pfarrer zu Obereicholzheim und ihrem Mann auf das Anstiften des vorigen Pfarrers Reinold die Verabredung bereits geschehen sei, das Kind zur Nachtzeit zum Empfang des Taufaktes nach Obereicholzheim zu bringen.“

Am 19. Mai 1806 nahm das erzbischöfliche Generalvicariat anläßlich des gemeldeten Zwischenfalles Bezug auf die Religionsdeklaration von 1799, in welcher „verordnet worden, daß künftig bei vermischten Heirathen in Absicht der künftigen Erziehung ihrer Kinder ihnen die unbeschränkte Freiheit gelassen werden solle, hierüber mit Beirath der Eltern oder Vormünder das Nöthige in ordnungsgemäße Ehepakten zu bestimmen, wenn sie aber keine Heirathsberedung

eingehen, die Söhne in der Religion des Vaters und die Töchter in der Religion der Mutter erzogen werden sollen“ - kraft dessen also nicht nur das unlängst getaufte Kind des Heinrich Fehr, der bei seiner vor 17 oder 18 Jahren eingegangenen Ehe keine Ehepakten gemacht hat, sondern auch die übrige 2 Töchter desselben, wovon das älteste 16 Jahre alt ist, in der kath. Religion erzogen werden müssen, danach unlängst der nunmehrige Pfarrer zu Obereicholzheim es gewagt haben solle, sich mit 2 Obereicholzheimer Männern zu der Ehefrau des H. Fehr nach Hettensbach zu begeben, um selbe zur Abredung solcher Ehepakten zu bereden, weil es aber fruchtlos war, auch der Beamte das Nähmliche, obgleich ebenfalls ohne Wirkung, gewagt haben solle, welches alles auf die Aussagen der gedachten Ehefrau beruhen solle“, worauf am 10. September 1806 an Pfarrer Speer durch ein Schreiben der Leining. Regierung Weisung erging, zum gutächtlichen Berichte cum remissione coicati binnen 8 Tagen, wobei er ein besonderes Augenmerk auf den ihn bekannten Fall seiner Pfarrei wie auch sonst etwa in dasiger Gegend zu nehmen hätte. In beigefügter Abschrift schlug Leiningen vor, „daß den protestantischen Pfarrern erlaubt sein sollte, wenn sie zu ihrem in einem andern Ort wohnenden Glaubensgenossen verlangt werden, nach Besprechung des kath. Ortspfarrers ihre daselbst wohnenden Religionsverwandten zu besuchen, ohne daß daraus eine Ortsfilialität gefolgert werden könne oder dem Ortspfarrer die herkömmlichen Stohlgebühren verweigert werden und daß ein Gleiches den kath. Pfarrern in Orten, wo ein protestantischer Pfarrer Ortspfarrer ist, gestattet sein soll.“

Dieses Schreiben läßt das erzbischöfliche Comissariat Aschaffenburg durch ihre Dekane bekannt machen und empfiehlt, wenn jemand unmittelbar animam sere-

nitatem suam sich wenden sollte, hiernach zu richten und dieses den einschlagenden Pfarrern belaut zu machen (23. August 1806).

Wahrscheinlich wußte sich Pfarrer Speer auf die Anzeige der Frau Fehr keinen Rat, zumal ein Schreiben über die Parochial-Gerechsamte im Fürstentum Leiningen es beim alten Zustand beläßt, und meldete den neuen Fall am 9.12.1806 an seine zuständige Behörde. Wie die Sache ausging, ist nicht ersichtlich.

Unter Pfarrer Baumann von Limbach kam es zu einem neuen Streit. Baumann führt auch die Gründe des ref. Pfarrers zu Eicholzheim an, womit jener seine parochialen Handlungen begründete, nämlich:

„weil Hettersbach ein Pfälzer Ort sei und weil in Großeicholzheim ein Heidersbacher Protestant begraben liege; daher stünden ihm die Gerechsamte über Protestanten in Hettersbach genauso zu, wie dem kath. Pfarrer zu Limbach über die Katholiken.“ Pfarrer Baumann sucht auf ähnliche Weise wie Pfarrer Speer, die Widrigkeit des Eingriffes in seine Gerechsamte darzutun und beruft sich auf die von Speer angeführten Beweise. Baumann erklärt aber das Begräbnis eines angeblichen Protestanten von Hettersbach in Großeicholzheim so, daß man kath. Seits ein protestantisches Begräbnis auf einem kath. Friedhof damals nicht duldet und aus stattgehabtem Begräbnis könne man keine Pfarrgerechsamte herleiten.

Dieser Streit wurde von beiden Seiten wiederum mit Hartnäckigkeit geführt. Da die Mutter der Fehrskinder katholisch war, wollte sie ihre Kinder in ihrer Religion erzogen wissen. Fehr wurde aber von Eicholzheim veranlaßt, seine zweite, acht Jahre alte Tochter aus der kath. Schule zu Hettersbach zu nehmen, obwohl ihre Mutter sie in Limbach zur

Osterbeichte anmeldete. Ob dies das Kind ist, von dem die Mutter 1806 sprach, ist nicht ersichtlich, könnte aber sein. Um 1814-1817 wurde das Problem Fehr neu akut. Die älteste Tochter des Heinrich Fehr, die auswärts diente, ref. Konfession und „von einer ledigen lutherischen Person geschwängert“, gebar ein uneheliches Söhnlein, das vom Kaplan zu Limbach ohne Widerspruch getauft wurde. Es siedelten sich 1817 mehrere ref. Familien in Hettersbach an. Deswegen erbat Pfarrer Baumann vom badi-schen Innenministerium kath. Kirchen-sektion Verhaltensmaßregeln und legte seine Gerechsamte noch einmal ausführlich dar. Es wurde dem Pfarrer beschieden, daß er sich in diesem Falle nach III. Org. Edict 1803 Nr. 9 § 25 und nach dem kirchlichen Konstitutions-Edikt 1807 § 22 zu benehmen habe.

Da kam wieder ein neuer Fall. Die Leiche des Heinrich Fehr wurde nach Limbacher Pfarrakten gewaltsam nach Eicholzheim gebracht. 20 Mann holten die Leiche ab. Hatten aber vorher den Bürgermeister eingesperrt und bedrohten die Heidersbacher, ob sie Gewalt anwenden wollten. Von Heidersbacher Seite aus geschah nichts. Die amtliche Klarstellung über die Gerechsamte erfolgte nicht. Man machte die Erledigung von der Auffindung von Archivalakten abhängig und da solche nicht gefunden werden konnten, wurde die ganze Angelegenheit zu den Akten gelegt.

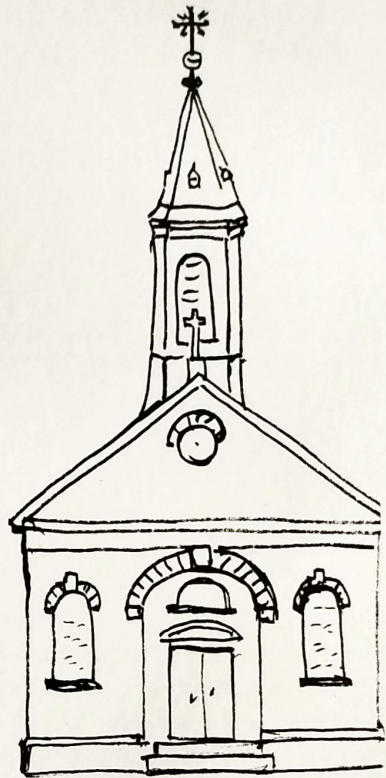
Neben diesen Streitigkeiten lief noch eine familiäre. Der junge 14 Jahre alte Fehr stellte 1809 „aus freiem Willen und mit eigenhändiger Unterschrift“ beim Degenfeld'schen Rentamt „den Antrag zwecks Übertritt zur kath. Religion“. Dieser Antrag löste einen Prozeß aus, der ein dickes Aktenbündel füllt. Es ging hin und her. Von Amts wegen wurde ihm der Übertritt versagt. Dazwischen erfolg-

te die Beschwerde des Vaters über Mißhandlungen seines Jungen, der als einziger zur Schule nach Groß Eicholzheim mußte, wie der evangelische Pfarrer dem Jungen 6mal die Bibel um die Ohren schlug, und der Lehrer ihm gleich danach 8 Ohrfeigen hintereinander verabreichte und ihn auf ein „spitziges Holzknie ließ“, daß seine Knie wunden und ihm der Kopf schmerzte, daß er längere Zeit die Schule nicht besuchen konnte, was der Pfarrer als hartnäckiges Schwänzen mit einer Geldstrafe von 11 fl 16 x quittierte. Nach der Darstellung des Pfarrers war der Junge boshaft, faul und mit sehr mangelnden Leistungen. Der junge Fehr weigerte sich einfach, weiterhin nach Eicholzheim in die Schule zu gehen. Er besuchte eine Zeitlang in Limbach den Unterricht, mußte sich von einer Kommission, zu der auch der Pfarrer von Oberschefflenz gehörte, einer Prüfung unterziehen, die er glänzend bestand. Erst mit seinem 18. Lebensjahr sollte ihm die Konversion genehmigt werden. Aber auf vieles Drängen, Bitten und Schreiben hin wurde ihm 1812 von Staats wegen die Erlaubnis zur Konversion erteilt, mit der Auflage, bis zum 20. Lebensjahr die Sonntagsschule zu besuchen.

1825 werden keine Protestanten in Heidersbach mehr gemeldet.

10. HEIDERSBACH WÜNSCHT SICH EIN GOTTESHAUS

Nachdem dies glücklich überwunden und auch die Zehntablösung geregelt war, ballten sich neue Gewitterwolken über der Limbacher Kirche zusammen. Wieder waren es die Filialorte, die nach Selbständigkeit strebten. 1862 wurde für Wagenschwend ein zweiter Kaplan angestellt. Das weckte auch in Heidersbach das Verlangen nach einem eigenen Kirchenraum, zumal schon 1852 geplant



Entwurf der 1853 geplanten Kapelle (Repro-Zeichnung vom Original im GLA Karlsruhe)

war, Heidersbach nach Waldhausen zu ziehen, das am Widerstand von Waldhausen scheiterte.

Jetzt erst setzte ein Strom nach „Hausen“ ein, was zu großen Schwierigkeiten zwischen den Heidersbachern und Waldhausenern führte. 1883 ließ sogar der Gemeinderat von Hausen (über das Bezirksamt) durch die Ortsschelle bekanntmachen, wer weiterhin in Hausen den Gottesdienst besuche, müsse mit einer polizeilichen Bestrafung rechnen.

Alten Leuten und Frauen über 40 Jahren wollte man den Besuch weiterhin gestatten. Doch die Heidersbacher ließen sich auf den Kompromiß nicht ein. Der Wille, eine Kapelle zu bauen, erstarkte immer mehr.

Schon 1882 wurde am 10. Dezember der Gemeinde durch eine Bürgerversammlung der Auftrag erteilt, zwecks Neubau einer Kapelle die notwendigen Schritte einzuleiten. 75 Bürger beiderlei Geschlechts stimmten für einen Neubau. 1883 stimmten von 68 Stimmberechtigten, aber nur 48 Anwesenden, 47 für den Erwerb des Geländes (Nr. 175/76), das dem Franz Josef Walter und dem Valentin Hemberger gehörte. Auch eine Sammlung im Amtsbezirk Buchen war genehmigt. Aber das Ordinariat sah die Errichtung einer Kapelle nicht ein und begründete die Ablehnung damit, daß 1. es nicht möglich sei, die Erlaubnis zu Gottesdiensten zu erteilen und 2. die Staatstraße nach Waldhausen günstige Reisemöglichkeiten biete.

Doch die Heidersbacher ließen sich nicht abspesen. Sie gründeten 1889 aus den Jagdgeldern einen Kapellenfond. Eingabe um Eingabe flatterte auf die Amtstische. Freiburg blieb bei der Absage, obwohl mündlich durch Weihbischof Knecht anlässlich der Firmung in Limbach das Recht zugestanden wurde, als Gemeinde mit 446 (1894) Seelen eine Kapelle zu besitzen, und machte immer darauf aufmerksam, den Gottesdienst in Waldhausen zu besuchen und die Gelder zur Kirchnerweiterung nach Waldhausen zu geben, da sich die Hoffnung auf einen Sonntagsgottesdienst, wenn einmal ein Pfarrer in Waldhausen sein sollte, nie erfüllen könne.

Die Heidersbacher fanden kein Gehör und fast schien es, daß die Randbemerkung an einem Aktenbogen von 1894 „daß man alle unsere Hoffnungen und Versprechungen unbeachtet zur Seite wirft und auf den Beschluß eines früheren Geistlichen, der uns jedenfalls feindselig gesinnt war, beharrt“ zutrifft. Die Jahre verstrichen und alles blieb beim

alten. Nur der Kapellenfond wuchs durch Einlagen und Zinsen.

Mit dem so oft angepriesenen Kirchenbesuch in Waldhausen hatte es seine Bewandnis. Die Scheringer, Limbacher und Waldhausener behaupteten ihre Platzrechte und behandelten die Heidersbacher wie Eindringlinge und nicht gerade mit brüderlicher Liebe.

Im Jahre 1883 wurde die baufällig gewordene Kapelle für 10 865 Mk. gründlich renoviert und erweitert. Das Ordinariat machte später den Heidersbachern den Vorwurf, daß sie es versäumt hätten, durch einen Anteil der Baukosten das Recht des Kirchenbesuchs zu erwerben, um nicht zu sagen, zu erkaufen.

Auch die zweite Forderung „Anlage eines Friedhofs“, die schon bald erhoben wurde, fand kein Gehör. Aus einem Schreiben des erzb. Ordinariates vom 24. 6. 1894 erfahren wir u.a.: „Ferner veranlassen wir das Erzbisch. Pfarramt (Limbach), den Bestrebungen dieser Filialisten (gemeint Heidersbach) für einen geeigneten Gottesacker entgegenzuwirken. Wenn die Wege von Heidersbach nach Limbach im Winter, wie der obige Bericht sagt, für die Filialisten geradezu unpassierbar sind, so werden sie es noch mehr für einen Geistlichen sein, der sie nüchtern zurücklegen soll, um in Heidersbach eine Beerdigung und einen Seelengottesdienst zu halten.“

Auch in der Friedhofsangelegenheit verwies das Ordinariat auf Waldhausen. Heidersbach stellte bei der Errichtung der Pfarrkuratie Waldhausen erneut seine Friedhofforderung und machte den Bauzuschuß zur Kirchnerweiterung von der Erfüllung seiner Wünsche abhängig. Um 1900 konnte der neue Friedhof in Heidersbach belegt werden. Ein Ziel war erreicht.

1909 wurde die Kuratie Waldhausen zur Pfarrei Waldhausen erhoben und ihr die

Filialen Glashof, Scheringen und Scheringer Mühle, Einbach und Einbacher Mühle, Heidersbach mit Heidersbacher Mühle zugeteilt. Jetzt wurde das Problem der Kirchenerweiterung akut. Während früher die Filialisten von Einbach und Scheringen wegen den Heidersbachern von einem Kirchenbau nichts wissen wollten, weil ihnen der Platz ausreichte, sahen sie es jetzt wahrscheinlich nicht ungern, weil Heidersbach 6000 Mk. in den Baufond (1902) beisteuerte. Trotz allem ließen die Heidersbaacher ihr Hauptanliegen nicht außer acht. Sie wollten ihre Kapelle, die nach den vorliegenden Plänen (1853) für 11 860 Mk. veranschlagt war, erbauen. Es entstand ein jahrelanger Papierkrieg. Der Erste Weltkrieg (1914-18) und die folgende Inflation machten die Pläne vorerst zunichte. 1918 hatte man noch zugunsten des Kapellenfonds 507 Mark gesammelt, so daß das Kapital auf 6451,41 Mark anwuchs und leider in die Geldentwertung fiel.

11. HEIDERSBACH BAUT EINE KIRCHE

1928 erhielt der Kirchenbaugedanke durch Bürgermeister Valentin Henn neuen Auftrieb. Wieder wird eine Eingabe an das Ordinariat gemacht und darauf hingewiesen, daß Heidersbach mit 500 Seelen und vollständig einheitlichem konfessionellem Charakter der einzige Ort sei, der noch kein Gotteshaus habe. Es folgten die alten Gründe über schwierige Wegeverhältnisse und vor allem, daß die Gemeinde keine weiteren Lasten für einen eventuellen nochmaligen Umbau in Waldhausen tragen wolle.

Mit der Bittschrift des Bürgermeisters Valentin Henn, am 24. 4. 1928 verfaßt und am 27. 4. eingesandt, zusammen mit den Plänen und Kostenberechnungen des Heidelberger Architekten Kühn, begann der dornige und opferreiche Weg zum



*Bürgermeister
Valentin Henn,
Organisator des
Kirchenbaues*

„Hause des Herrn“. Waren vorher kirchliche Stellen gegen den Kapellenbau, meldeten jetzt die staatlichen Ämter ihre Bedenken an. Nach ihren Überzeugungen sei der Kirchenbau nicht gerade dringend, und sie rieten aus Finanzgründen zu einer zehnjährigen Wartezeit. Sie fanden zunächst in dem Projekt viele Mängel. Nach ihren Berechnungen wäre der Rohbau allein auf 70 000 RM gekommen. Auch wollte das Bezirksamt den Bauherrn genauer ermittelt haben und riet der Gemeinde, nicht als Bauherr aufzutreten, sondern der Stiftungsrat, sonst würde sich die Gemeinde eine neue Last aufhalsen, sie könne aber einen Bauzuschuß von 43 000 RM gewähren. Wieder gab Bürgermeister Henn zu verstehen, daß sich manche Unannehmlichkeiten vermeiden ließen, wenn die Gemeinde, zumal sie einem gemeinsamen Bekenntnisse anhängen, den Rohbau ausführe; es wäre nur eine Rechnung zu führen. Die Gemeinde wünsche im Frühjahr (1929) mit dem Bau zu beginnen. Die Gemeinde habe Auftrag, sich die Gelder auf der Kasse zu entleihen. Auf den Hinweis, die Gemeinde könne in der Zukunft nichts Großes planen, gab die Gemeinde zu verstehen, die Wasserversorgung sei durch die vor Jahren errichteten Brunnen verstärkt und durch 7 Privatbrunnen in gu-



Prozession zur Grundsteinlegung

tem und befriedigendem Zustand. Für Brandfälle sei ein Brandweier angelegt mit 60 cbm Wasserinhalt mit ständigem Zufluß.

Nachdem ein nochmaliger Voranschlag des Architekten, in dem auch die beanstandeten Punkte genau berücksichtigt und der Kostenvoranschlag auf 63 450 RM sich als zufriedenstellend erwies, die Gemeinde von der Spar- und Girokasse die 43 000 RM entliehen hatte und dies vertraglich nachweisen konnte, ebenso das Sparbuch des Kapellenfonds mit 1930 RM vorlag, erteilte das badische Innenministerium am 5. 12. 1928 die Bauelaubnis. Die kirchliche Bestätigung wurde auch jetzt noch versagt. Trotzdem begann im Frühjahr am „Kirchenplatz“ ein reges Leben. Nach Feierabend budelte und karrte alt und jung, daß am 28. April 1929 der Grundstein zur Wendelinskirche gelegt werden konnte. Viel Volk war zu diesem Ereignis aus nah



Feierliche Grundsteinlegung der St.-Wendelinus-Kirche



Pfarrer Guthmann verliest die Grundsteinurkunde

und fern herbeigeströmt. Pfarrer Guthmann von Waldhausen stand dem Werk wohlwollend und beratend zur Seite. Er legte auch den Grundstein, in den folgende Urkunde eingemauert ist: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr, meine Seele verlangt und schmachtet nach dem Herrn.“ Dieses Psalmwort haben die Bewohner von Heidersbach beherzigt und im Jahre 1929 begonnen, dem Herrn ein Gotteshaus zu bauen. Die Ausführung dieses Vorhabens forderte von den Ortsbewohnern ungeheuren Opfersinn. Denn unter der allgemeinen wirtschaftlichen Not, die uns der Weltkrieg gebracht hatte, litt auch Heidersbach. Doch die Liebe zu Gott, zur unsterblichen Seele und zur treuen Heimatgemeinde begeisterten sie zu größten finanziellen Opfern und schwersten Arbeiten.

Die Gemeinde Heidersbach zählte am Tag der Grundsteinlegung, die am 28. April 1929 von unserem Seelsorger, dem Hochwürdigen Herrn Pfarrer Guthmann von Waldhausen vorgenommen wurde, 472 Einwohner. Derzeit wird die Gemeinde geleitet von Bürgermeister Valentin Henn, ihm zur Seite stehen die Gemeinderäte

Friedrich Ehrmann

Alois Hemberger

Oskar Hemberger

Frz. Karl Sauer

Ludwig Walter

Karl Weckbach

Heinrich Ehrmann als Ratschreiber.

Mit der Leitung der Schule ist Hauptlehrer Richard Amann aus Klepsau betraut. Die Funktionen eines Stiftungsrates hat neben Bürgermeister Henn Schäferebesitzer Markus Rhein inne. Die Planfertigung des neuen Gotteshauses oblag Architekt Franz Kühn, Heidelberg, und die Ausführung des Planes Architekt Hermann Bonn, Walldürn. Der Grundstein wird gelegt im Heiligen Jahr 1929, in dem das goldene Priesterjubiläum des so glorreich regierenden Hl. Vaters Pius XI. gefeiert wird, in dem ferner das weltgeschichtlich hochbedeutsame Ereignis in Rom geschah, wodurch die Römische Frage gelöst und die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes durch den am 11. Februar im Lateranpalast in Rom von Kardinalsstaatssekretär Gasparri und Mussolini unterzeichneten Vertrag garantiert wurde.

So wird heute unter Anwesenheit mehrerer Geistlicher und einer großen Menge kath. Volkes dieser Grundstein gelegt als ein Denkmal des wahren Glaubens, der Furcht Gottes, der brüderlichen Liebe. Dieser Ort sei bestimmt zum Gebet und zur Verherrlichung Gottes für alle kommenden Zeiten.

Heidersbach, den 28. April 1929

Doch bald erlahmte der anfangs so beispielhafte Eifer, je länger sich die Bauarbeiten hinzogen. Und man mußte nicht nur dem Geld, sondern auch den Leuten nachlaufen. Auch die Gegner des Kirchenbaus kamen zu Wort und lachten schadenfroh ins Fäustchen, weil sie es wieder einmal besser wußten. Aber mit jedem neuen Quader Buntsandstein wuchs das Haus wie eine Pflanze, die Tag für Tag ihre Spitzen Zoll um Zoll der Sonne entgegenstreckt, bis - ja bis eines Tages die Frucht reif geworden ist. Und eh man sich's versah, thronte auf dem Gebälk der Richtbaum, und es wurde das Richtfest gefeiert. Die Kirche stand im Rohbau. Die Gemeinde als politischer Verband hatte ihr Soll erfüllt. Jetzt war jeder einzelne Gläubige zu persönlicher Leistung aufgerufen.

12. INNENAUSSTATTUNG DER KIRCHE

Auch dieser Ruf verhallte nicht ungehört. Er drang sogar über den Ozean und fand in Amerika offene Ohren, Herzen und Hände. Adam Ehrmann aus Katamazoo, Michigan, schickte 50 Dollar zur freien Verfügung.

Die Glocken goß die Firma Grüninger in Villingen. Ihre Stifter sind:

Große Glocke mit dem Ton b, Bild Sankt Josef, Aufschrift:

*Sankt Josef, Beschützer aller Zeiten
steh hilfreich uns zur Seiten.*

gestiftet von Josef Henns Kindern, Heidersbach, 1931.

Zweite Glocke, Ton des, Bildnis Maria, Aufschrift:

*von dir uns nichts scheidet
nicht Unglück noch Leid
dich lieben wir auf ewig
dich lieben wir allzeit.*

*gestiftet von Adam Bönig II., Heidersbach
1931.*



Die neu erbaute Kirche

Den Beichtstuhl fertigte Schreinermeister Karl Zahn, Walldürn, und Emil Rhein stiftete ihn.

Für den Hochaltar wollte, wenn die Kreuzigungsgruppe in Holz geschnitzt werde, ein Gramlich für verbindlich zeichnen. Doch diese Ausführung wäre wohl für den Stifter zu teuer gekommen. Es scheint aber, daß deswegen mit dem Architekten Kühn ein kleines Zerwürfnis entstanden ist. In einem Brief an den Bürgermeister rechtfertigt er sich u.a.: „Die Sache, die ich durchführe, steht mir höher als die Rücksichtnahme auf Lob und Tadel verständnisloser Kritiker. Die Kirche ist ein Gotteshaus und nicht für Hinz und Kunz gebaut, auch nicht für die Verherrlichung etwaiger Stifter. Es sollen sich vielmehr noch nach Generationen die Gläubigen in diesem Hause erbauen können ...“ (G.A.H.).

Die Kunstschmiedewerkstätte Richard Kress, Heidelberg, äußert sich zu diesem Problem am 22. September 1930 u.a.: „... Schon alleine die Bekanntgabe, daß die Kreuzigungsgruppe in handgetriebenem Kupfer ausgeführt ist, wird ihre Kirche wie auch den Ort zu einer gewissen Berühmtheit werden lassen, da sich eine



Glockenweihe

ähnliche Ausführung nirgends nachweisen läßt. Daß der Anblick dieser ungewohnten, künstlerisch jedoch sehr hochstehenden Gruppe weder von Ihnen noch Ihren Mitbürgern verstanden wird und Ihnen jetzt noch fremd ist, verstehe ich sehr gut, und dies wird sich erst im Laufe der Zeit ändern, denn bis jetzt ist man eben gewohnt, nur bunt bemalte Heiligenfiguren zu sehen, die ja laut Erlaß des Papstes wie auch nach Erlassen des Bischofs von Magdeburg aus den Kirchen entfernt werden sollen. Es heißt darin wörtlich: 'Jeder Geistliche soll im Laufe von 25 Dienstjahren lieber nur ein Werk aufstellen als 25 schlechte Nachahmungen in der Kirche zu lassen.' ..."

In der Tat trifft dieses Schreiben zu. Man braucht einige Zeit, hinter den Sinn und die stille-laute Sprache dieser Gruppe zu kommen. Wem aber einmal der tiefe Ausdruck dieser Kreuzigungsgruppe in der Seele und im Gewissen zur Erkenntnis gereift ist, möchte sie nicht mehr missen (G.A.H.).

Eine weitere glückliche und künstlerisch wertvoll gestaltete Arbeit sind die Glasmalereien der Firma B. Mai und G. Brotzler, Heidelberg. Das linke Chorfenster, gestiftet von Markus Rhein Kinder, Heidersbach, stellt die Heilige Klara dar, wie ihr das Jesuskind erscheint und ihr verkündet: „Ich schütze dich“, als man ihr Kloster überfallen wollte.

Das rechte Chorfenster, von Pfarrer Guthmann aus Waldhausen gestiftet, zeigt den Heiligen Franziskus, wie ihm der Heiland seine Wundmale aufdrückt (Stigmatisierung). Beide, wie auch die Fenster im Langschiff, zeigen eine fein empfundene Komposition und wunderbar ausgeglichene Farbzusammenstellungen.

Die Langschiffenster zeigen, vom Marienaltar her beginnend, folgende Szenen:

Das 1.: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ Christus wiegt auf seinen Knien



Das Josefs-Fenster

wie ein liebender Vater sein Kind, einen Jungen, ein anderer, im Matrosengewand, hält bittend seine Hände zu ihm empor. Sind es nicht Heidersbacher Kinder?

Gestiftet von Adam Ehrmann aus Amerika 1931.

Das 2.: Die heilige Äbtissin Lioba, die Heilige des Frankenlandes, Schwester des Hl. Bonifatius. Unter ihrem Krummstab war gut leben. Lioba lehrt die Mädchen.

Gestiftet von Adam Schulz Kinder, Heidersbach 1931.

Das 3.: Die Hl. Theresia, mit dem Kranz der Rosen, die sie vom Himmel zu senden versprochen hat.

Gestiftet von Julius Dyroff und Frau Apollonia, Heidersbach 1931.



Sankt Wendelin, Patron der Kirche, gestiftet von Familie Hemberger, Roßhof

Das 4.: Die Stifter Karl Brauch Kinder, Heidersbach, gaben der Mutter Anna die Ehre.

Das 5. zeigt den Nährvater Josef mit seinem Pflegesohn; die Säge verrät uns den Zimmermannsberuf. Wirklich, ein guter Gedanke von Josef Ehrmann aus Amerika. Hier: Josef als Patron der Handwerker.

Das 6.: Der Hl. Wendelin als Viehpatron
Gestiftet von der Familie Hemberger vom Roßhof bei Waldhausen. Hemberger vertraut mit der Stiftung seinen Hof der Fürbitte des hl. Viehpatrons an.

Das 7.: „Taufe Jesu am Jordan“

Gestiftet von Joh. Adam Schulz, Heidelberg.

Das 8.: „Jesus im Tempel unter den Schriftgelehrten“ gilt den Schulbuben.

Gestiftet von Familie Eugen Henn Kinder, Heidersbach.

Dem aufmerksamen Beschauer wird die planvolle Anordnung der Fenster auffallen. Nein, kein Zufall liegt in dieser Ordnung, sondern ein geheimnisvoller und doch klarer Gedanke.

Jeder Stand hat sein eigenes Fenster.

Die Mütter	die Mutter Anna
die Frauen	die Hl. Theresia
die Jungfrauen	die Lehrmeisterin Lioba
die Kinder	den Kinderfreund Jesu
die Handwerker	den Hl. Josef
die Bauern	den Hl. Wendelin.

Über der Orgel hört die Hl. Cäcilia zu und trägt die Gesänge des Chores vor Gottes Thron. Gestiftet hat das Rundfenster die Herstellerfirma selbst.



Bischof Olbert schreitet 1954 zur Kirchenkonsekration (Weihe), rechts Pfarrer Ackermann, Mudau

Der linke Seitenaltar ist der Mutter Gottes gewidmet. Maria (als Königin mit Krone und Zepter), ihr Gotteskind auf dem Arme tragend, läßt alle Mühseligen und Beladenen, aber auch die Zufriedenen und Satten ein, sich unter ihren Schutz zu stellen, um das von ihr geborene Heil der Welt nicht zu verlieren, die einen in ihren Sorgen und Nöten, die anderen im Genuß der Welt. Als Stifter der Statue zeichneten Helene Burger geb. Knodig und Katharina Noe in Amerika.

Der rechte Seitenaltar ist dem Hl. Josef zugedacht. Frank Henn und Karl Noe in Amerika sind die Stifter der Statue. Beide Statuen wurden in den Werkstätten von Nimis und Schneider in Walldürn gefertigt.

Die Orgel erstellte die Orgelbaufirma Mönch und Söhne, Villingen, ein klangreiches, den Kirchenbau füllendes Werk. Der Orgelprospekt, in Linienführung und Aufbau ganz dem Gesamtbauwerk, verleiht dem Langschiff einen gefälligen Abschluß. Man möchte mit Jakob ausrufen: „Hier ist nichts anderes als Gottes Ort“.

13. KIRCHLICHES LEBEN

Das kirchliche Leben war - soweit man es rückblickend überschauen kann - sehr rege und die Teilnahme an den Gottesdiensten lobenswert. 1855 führt Pfarrer



Hauptlehrer Theodor Brauch begrüßt den Bischof (Mädchen: Brunhilde Müller, Siglinde und Irene Müller)



Bischof Olbert weiht die Außenwände der Kirche

Vierneisel die „Herz Mariae Bruderschaft“ ein, die im Gründungsjahr 9, aber 1882 bereits 56 Mitglieder aus Heidersbach zählte.

1868 folgte „das Apostolat des Gebetes“, zu dem sich 16 Personen bekannten und das auch heute noch nach der Sonntagsandacht gepflegt wird.

1869 wurden von Weihbischof Dr. Lothar Küberl 40 Männer und 37 Frauen gefirmt.

1875 39 Männer und 40 Frauen, der älteste war 28 Jahre alt.

1887 88 Männer und Frauen von Erzbischof Roos, 1894 von Weihbischof Dr. Friedrich Justus Knecht 95 Männer und Frauen, 1899 von Erzbischof Thomas Nörber 12 Firmlinge.

Aufnahme in die Corporis-Christi-Bruderschaft am Weißen Sonntag fanden



Festteilnehmer: Mitte Bürgermeister Schulz, links daneben Lehrer Brauch, links Alois Henn, Kirchengenossenschaft; rechts Adam Horn



Pfarrer Robert Hamminger mit seinen Ministranten, von rechts: Bruno Lutz, Alfred Blatz, Klaus Schulz, Peter Klimscha, Günther Nürnberger, Peter Knapp

von 1864 bis 1876 durchschnittlich 4 Knaben und 5 Mädchen.

Die oben angeführten zahlreichen privaten Meßstiftungen wie auch die von Seiten der Gemeinde lassen die tiefe Erkenntnis über den Wert und die Bedeutung des Meßopfers erkennen.

Der zähe, stille und verbissene Kampf um den Bau einer Kirche gegen staatliche und kirchliche Ablehnung zeigt eine tiefverwurzelte kirchliche Einstellung. Aus den Bittschriften von 1894 geht hervor, wie sehr die Gemeinde bedacht war, den Glauben in ihrer Jugend verankert zu wissen, wenn man u.a. liest:

„...Ferner fügen wir noch bei, daß die Schuljugend den ganzen Sonntagnachmittag sich selbst überlassen ist und an Werktagen das ganze Jahr keine hl. Messe zu besuchen Gelegenheit hat.“ Und wie hoch die Gemeinde vom hl. Meßopfer dachte, geht aus den Worten der gleichen Bittschrift hervor:

„... Auch sind viele ältere Leute da, die bei schlechtem Wetter sonntags nicht auswärts gehen können, um die Kirche zu besuchen - ohne die vielen hl. Messen,

die an Werktagen hier angewohnt werden könnten.“

Die Sammlung am 10. März 1918 zugunsten des Kirchenbaufonds zeigt, welche Opfer man sich aufladen wollte, um in den glücklichen Besitz eines Gotteshauses zu gelangen. Die Sammlungen ergaben 10790 RM, fast die Summe, für welche der Kapellenbau 1883 veranschlagt war (11860 RM). Es war also nicht allein „Eigensinn und Bequemlichkeit“, sondern überwiegend das religiöse Empfinden, das nach einem Tempel Gottes rief. Daß sich diese Entscheidung von 1894 auch im Jahre 1928 nicht gewandelt, sondern eher noch gefestigt hatte, ist der erneuten Bittschrift des verdienten Bürgermeisters Valentin Henn zu entnehmen:

„Anfügen möchten wir noch, daß sich der Bau durch die Fronleistungen der hiesigen Einwohner sehr verbilligt. Die nötigen Steine sind großen Teils schon im Gemeindesteinbruch unentgeltlich gebrochen; Holz wird durch hiesige Bürger aufgebracht und die Fuhren und Ausgrabungsarbeiten ebenfalls freiwillig ohne Entgelt zur Verfügung gestellt werden ... Wenn man von einer Sache nicht überzeugt ist, nimmt man nicht solche Opfer auf sich.“ (G.A.H.)

Die Wahl der Kirchenpatrone zeigt, wie sehr sich der Landmann letztlich bewußt ist, daß alles am Segen Gottes gelegen ist. Um sich diesen zu erlehen, vertraut die Gemeinde auf die Fürbitte des Hl. Wendelin und auf das Gebet der Hl. Mutter Anna. In jährlichen Flurprozessionen am Markustag und an den Bittagen erleht der Bauer Gottes Segen auf Saat und Felder. Der Flurgang nahm folgenden Weg: den Mühlweg zur Heidersbacher Mühle bis zum Bildstöckle, dann über die Limbacher Höhe bis zum Limbacher Weg, diesen ortswärts auf die Bundesstraße und dieser entlang ins Gotteshaus zurück.



Neue Glocken, geweiht 1950 von Pfarrer Berberich, die ersten Glocken fielen dem Krieg zum Opfer

Auch das Herrenfest Fronleichnam wird mit großem Eifer und reichem Schmuck am Prozessionsweg gefeiert. Blasmusik und Kirchenchor geben dem Feiertag ein würdiges, festliches Gepräge. Jeden Sonntag und zweimal wöchentlich (dienstags und freitags) wird die hl. Messe gefeiert. Sonntags nach der Andacht pflegen die Frauen in der „Vereinigung des lebendigen Rosenkranzes“ das Rosenkranzgebet. Salz, Wachs und Palmen werden an den dafür bestimmten Tagen geweiht. Die gesegneten Palmbüschel werden in den Garten gesteckt, damit der Segen der Kirche symbolisch die wieder erwachende Erde betauet. Auch die Kräuterweihe wird gehalten (15. August an Mariae Himmelfahrt). Hier segnet die Kirche alle Heilkräuter für Mensch und Vieh. Hat im Stall eine Kuh gekalbt, wirft die Bäuerin von diesem geweihten Blumenstrauß (Wärzbusch) etwas in das Tränken, stand ein schweres Gewitter am Himmel, warf man einen Teil der Kräuter ins Feuer, die Blitzgefahr zu bannen.

Am Apostelfest Johannes wird Wein geweiht. Auch eine Brotsegnung findet statt (Agathabrot am 5. Februar).

Das Patroziniumsfest wird mit großem Pomp gefeiert.

Die Herz-Jesu-Freitage finden reichen Zuspruch.



Fahrzeugweihe 1956

Die Christenlehre war in der Pfarrkirche Waldhausen zu besuchen.

Die gläubige Haltung der Familien zeigte auch ihre Früchte. Viele Töchter traten in den Ordensstand, z.B. Maria Henn, geb. 1875, Ordensschwester in Niederbronn, Carolina Schulz, geb. 15. 5. 1897, Kloster in Reuthe.

Auf dem Friedhof liegt ein geistlicher Sohn, Pfarrer Sauer, begraben.

Das Hitlersystem ging allerdings auch hier nicht ganz spurlos vorüber. Der Organist, Lehrer Barthel, war gezwungen, seinen Dienst zu quittieren. Dafür sprang Fräulein Berta Hemberger ein, die Lehrer Barthel in kluger Voraussicht angelernt hatte. Viele entfernten sich dem Gotteshaus. Auch der Kirchenchor zeigte viele leere Plätze. Oft waren die Männerstimmen nur mit einer bzw. zwei Personen besetzt.

Das Kupferdach des Turmes und die Glocken fielen der Materialsammlung



Fahrzeugweihe 1956

und dem totalen Krieg (1939-45) zum Opfer. Ein billiges Blechdach schützt seit-her den Turmhelm, das 1954 mit einem Schutzanstrich versehen wurde. Auch die Nachkriegszeit vergriff sich an dem Gotteshaus. 1948 wurde ein gottesräuberischer Einbruch verübt, wobei die Speisekelche entwendet, die geweihten Hostien teilweise auf den Boden geworfen und so entweiht wurden.

1950 wurde aus der Glockengießerei Schilling, Heidelberg, ein neues Geläute gekauft und von Pfarrer Retzbach, Steinbach, geweiht. Zum Wendelinsfest ließ es erstmals seinen ehernen Mund über Dächer und Fluren Heidersbachs ertönen.

Im Sommer 1954 fand eine von Herrn Haberhauer gestiftete und von ihm aus Lindenholz geschnitzte Judas-Thaddäus-Statue ihre Aufstellung. Ebenfalls konnte ein moderner, von Schreinermeister Hermann Sauer gefertigter Beichtstuhl aufgestellt werden. Für ihre Kirche hatten die Heidersbacher immer eine offene Hand.

In alten Büchern, die mir Schulkinder brachten, waren Gebete (in Reimform) handschriftlich aufgezeichnet, die von der Religiosität der Eigentümer Zeugnis gaben.

So z.B. im Katholischen Gebet- und Gesangbuch, Freiburg 1877 des Inhabers Bönig:

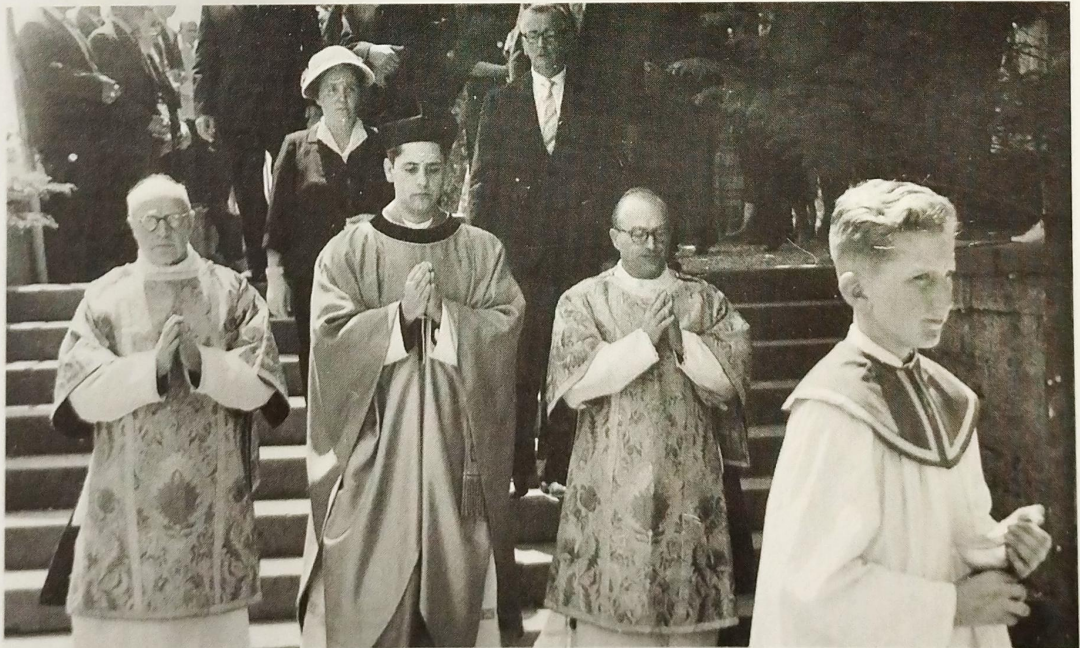
*Gott der + Vater sei mein Ausgang
Gott der + Sohn sei mein Bestand
Gott der + Hlg. Geist sei mein Eingang.*

In einem anderen Buch von 1877 („Jesus Christus“):

*An den ich an die ewige Gottheit glaube
den ich als das höchste Gut über alles liebe
Auf den ich als die Unendliche Barmherzigkeit hoffe
dem zulieb ich meinen ärgsten Feind auch liebe
dem zulieb ich meine Sünden bereue
dem zulieb ich alles Widerwärtisch geduldig bithe.*

In einer Bibel von 1808, Besitzerin Franziska Henning, Heidersbach:

*Dieses Buch kost 6 Groschen
so einer es mir nimmt
ist halb erloschen*



Primizfeier des Neupriesters Konrad Henn 1960



Primizfeier des Neupriesters Konrad Henn 1960, Diakone Pfarrer Bauer (Hollerbach) und Pfarrer Hamminger

*Es fehlt ihm an der Nächstenlieb
und ist fürwahr ein Bücher-Dieb.
Solls ich aber verlihren so kann
Finder sein gewiß ein Grobian
sagt's ihm er solls behalten
kann er sich zählen nicht unter die Ortsbesten
sagt's ihm er solls wieder geben zurück
so ist für mich und ihm ein Glück.*

14. PFARRER UND KAPLÄNE DER PFARREI WALDHAUSEN

Liste der Seelsorger der Pfarrei Sankt Michael, Waldhausen mit dem Filial Heidersbach, zusammengestellt nach dem Taufregister von Waldhausen.

Waldhausen als Filial von Limbach (Kapläne)

1883 - 1887 Emil Kaiser
1888 - 1897 E. Eisele
1897 - 1902 Leuthner
1902 Bieg (Vornamen sind
1902 Fink nicht angegeben)
1902 - 1904 J. Berenz

Waldhausen wird 1904 selbständige Pfarrei

1904 - 1919 Georg Meyerhöfer, Pfarrer
1919 - 1933 F. Guthmann, Pfarrer
1933 - 1934 Balzer, Pfarrverweser
1934 - 1936 Karl Artur Oswald,
Pfarrverweser
1936 - 1938 Richard Berberich,
Pfarrverweser
1938 Bernhard Hofstetter,
Pfarrverweser
1938 - 1952 Valentin Berberich, Pfarrer
1952 - 1977 Robert Hamminger, Pfarrer
1977 - dato Hartwig Michael Benz,
Pfarrer

15. ÜBER DIE BILDSTÖCKE

Die Aufstellung zahlreicher Bildstöcke und Feldkreuze in alter und neuer Zeit verrät ebenfalls den tiefen Glauben der Gemeinde. Die Gründe, die zur Aufstellung der Bildstöcke führten, sind vielfacher Natur, wurzeln aber alle im Vertrauen auf Gott. Oft sind diese Steine



Bildstock des Peter Grauß

zugleich Gedächtnismale für irgendein Geschehnis wie Unglück, plötzlicher Tod, die dem Vorübergehenden davon künden sollten und die lautlos um ein Memento bitten.

Von den ältesten Bildstöcken steht einer im Vorgarten des Scheuermannsgutes am Limbacher Weg. Auf einer sandsteinernen Walzensäule thront die Heilige Familie: Jesus, Maria, Josef. Der Sockel trägt in einer Kartusche die Inschrift:

*Anno 1755 / HAT PETER GRAUSS /
UND BARBARA SEINE EHLICH / HAUS-
FRAU ZU GOTT /
ES LOB UND EHR DIES / BILD AUF-
RICHTEN / LASSEN*

Dieser Peter Kraus ließ an der ehemaligen Guckenbachbrücke einen ähnlichen Bildstock erstellen, der allerdings schwer beschädigt ist. Das eigentliche Bild fehlt. Die Rückwand des Bildes wurde von

Lehrer Brauch unter einem Haufen moosbedeckter Steine gefunden. Der Stein zeigt Verzierungen. Man kann seitlich zwei Figuren im Profil noch erkennen. Die Bildplatte allerdings fehlt. Nach der Rückwand zu urteilen, könnte das Bild ebenfalls die Hl. Familie dargestellt haben. Der Träger ist eine konische Vierkantsäule, in die frontal und seitlich ein Linienornament eingegraben ist.

Der Sockel trägt die Inschrift:

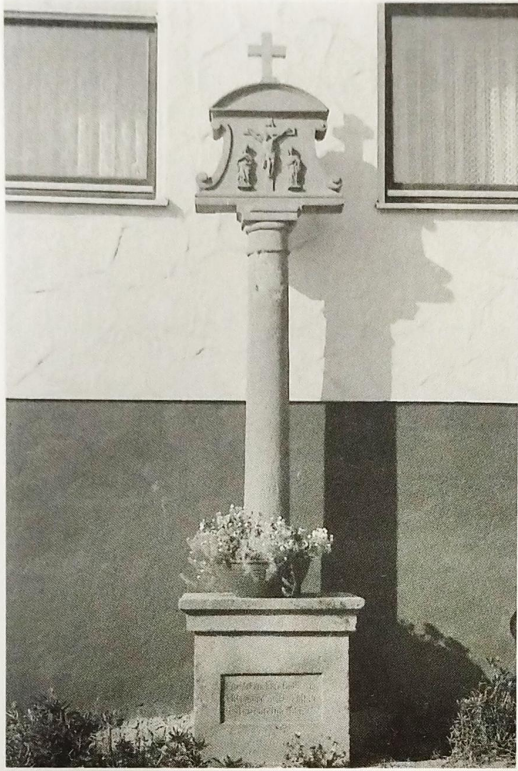
Anno 1755

*hat Peter Grauß/dieses Bild aufrichten/lassen
Heidersbach*

Zu diesem Bild sei bemerkt: Vor 1850 zog nach Rittersbach ein einfacher Feldweg durch das Guckenbachtal, der auf Heidersbacher Seite nicht mehr zu erkennen ist, während in der Rittersbacher Gemarkung dieser alte Verbindungsweg heute



Mayerhöfers Bild (leider ungeschickt wieder erbaut)



Der Rhein'sche Bildstock

noch als Feldweg benutzt wird. Hier steht ebenfalls ein Bildstock der Hl. Familie unweit des Wasserreservoirs. Durch die jetzige Bundesstraße verlor die alte „Landstraße“ ihre Bedeutung. Die alte Guckenbachbrücke machte einer neuen Kanalbrücke Platz. Der Bildstock jedoch blieb stehen und wuchs vollkommen mit Schwarz- und Weißdorn zu. Auf dieser alten und auch heute auf der neuen Brücke betrat und betritt man Heidersbacher Grund.

Auf der Hofraite des Rudolf Schwing vormals Bönig stand bis zum Neubau der Scheuer wohl der schönste Bildstock. Auch er hat die Hl. Familie zum Bild. Doch sind in sinnvoller Ornamentik rechts und links die Patrone der Stifter angebracht. Der Hl. Ritter Georg lanzen-schwingend hoch zu Roß und die stille Mutter Anna. Die Bildsäule wurde einmal durch einen rammenden Wagen zer-

brochen. Das Bild selbst lehnte am Sockel und war allem Wetter ausgesetzt. Das Heimatmuseum Buchen wollte den Bildstock in seinen Bestand aufnehmen. Jetzt (1990) ist der Bildstock außer dem Sockel ganz zerstört.

Die Inschrift lautet:

*Steh still du o Wandersmann
und betracht, was Jörg Henn
und seine Hausfrau haben gethan.*

*Jetzt gehe fort und wandere
nur rechte Straßen*

1770

In der Scheune des „Schweizer Johann“, vormals Mayerhofer, jetzt Dörr Sigmund, ist ein Bildstock eingemauert und von Reben umrankt. Leider ist er nach einer Beschädigung falsch zusammengefügt worden. Die Gesamtkomposition und die Steinmetzarbeit lassen auf ein höheres Alter schließen als im Sockel angegeben ist. Um die Säule windet sich eine mit reicher Frucht behangene Rebe, was das Heilandswort „Ich bin der Weinstock, ihr



Bildstock bei der Ziegelhütte (Skizze Brauch)

seid die Rebzweige" bildlich darstellt. Darüber ist in dem Fries die Mutter Gottes eingelassen. Auf der Deckplatte steht ein Pokal, darüber der verklärte Christuskopf. Die eingemeiselte Schrift lautet:

*Andreas Eichhorn, seine Ehefrau Helena Eichhorn
hat dies Bild aufrichten lassen
1812*

Im Vorgarten des Gehöftes Valentin Rhein, jetzt Egon Rhein, steht ein gut erhaltener und sehr gepflegter Bildstock, der die Kreuzigungsgruppe zeigt. Die Inschrift im Sockel lautet:

*ERRICHTET ZUR EHRE GOTTES VON
J. BÖNIG UND SEINER EHEFRAU
MARGARETHA 1886*

Auf der Rundsäule ist eingemeiselt:

*HIR LIGE ICH UND SCHLAFE / OHNE
EIN KIND BIS /
ICH ERWACHE UND TREFFE / DIE
SÜND*

An der Kreuzung „Alter Kirchweg/Eicholzheimer Straße“ steht ein aus einem Sandsteinblock gehauenes Bild-



Bildstock vom Spitzacker (nicht mehr vorhanden)



*Gedenkkreuz an den plötzlichen Tod des Müllers
Josef Münch von Einbach am 14. Februar 1923*

stöckchen, das in seiner Nische den gekreuzigten Heiland zeigt. Der Bildstock lag viele Jahre im Straßengraben. Pfarrer Robert Hamming er ließ ihn 1963 wieder errichten. Die Inschrift besagt:

*1703 / den 23 / Mati / ist in Got ver / schieden
A.G.*

(Leider konnte ich im Kirchenbuch diesen A.G. nicht finden.)

Am gleichen Kirchweg, doch auf Heidersbacher Gemarkung, am „Spitzacker“ lag 1955 ein zerbrochenes Bildstöckchen. Lehrer Brauch hatte es an der Schule wieder aufgestellt, ist aber jetzt verschwunden. Die Inschrift lautete (in Bruchstücken):

FMI / EFA / MI C ... ANO

Da Teile der Bildsäule fehlen, läßt sich die Schrift kaum mehr entziffern. Dr. Max Walter, Fürstlich Leiningischer Domänenrat (gest. 1972) machte einen Deu-



Kriegermutter, 1918

tungsversuch: „Die Buchstaben FMI sind Anfangsbuchstaben des Namens des Mannes etwa Franz Michel Ihrig, es folgt der Namen der Frau EFA MI als Eva Maria Ihrig, dann folgt eine Jahreszahl.“

An der alten Bundesstraße, jetzt Eicholzheimer Straße, erinnert ein Kunststeinkreuz an den plötzlichen Tod des Einbacher Müllers, der hier verstorben ist. Die Inschrift lautet:

HIER WURDE / AM 14. FEBRUAR 1923 /
 DER MÜLLER /
 JOSEF MÜNCH AUS EINBACH / geb.
 DEN 27. DEZ. 1894 /
 FERN VON DEN SEINEN / DURCH
 EINEN HERZSCHLAG /
 ABBERUFEN
 MEIN JESUS BARMHERZIGKEIT
 GEWIDMET VON SEINER EHEFRAU
 UND SEINEN 3 KINDERN

(Die Jahreszahl könnte auch 1897 heißen)
 Beim Lichtenholz an der alten Straßenkreuzung nach Großeicholzheim steht eine Pietä mit der Inschrift:

*Krieger Mutter / schau mich an /
 und tröste dich / Errichtet im 4. Kriegsjahr
 1918*

Das einfache Grabkreuz am Weg zur Heidersbacher Mühle, wo der Weg sich zur Mühle neigt, erinnert ebenfalls an den Weltkrieg 1914-1918. Die Inschrift lautet:

CHRISTUS / UNSER KÖNIG /
 GEDENKET ALLER / GEFALLENEN
 UND /
 VERM. KRIGER / IM GEBET
 GESTIFTET VON FAMILIE JOH.
 SCHÜTZ

Die Bildstöcke am Flurgangsweg sind folgende:

In den „Salztrögen“ steht unter Bäumen und Buschwerk ein breiter tafelfartiger Stein aus Keuper mit einer metallenen Marienplastik ohne besondere Verzierung. Vor dem Stein befindet sich ein



Gedenkkreuz für alle gefallenen und vermisten Krieger



Bildstock in den Salztrögen



Waldbildhäuschen (hier war früher Station der Flurprozession)



Madonnenbildstock im „Bildstock-Gewann“

kleines gepflegtes Blumenbeet. Die
Inscription lautet:

*Hildegart Mayerhöfer / Johann Schulz /
Unserem lieben Sohn Bernhard Mayerhöfer /
gefallen in Rußland
Mutter der Schmerzen bitte für uns
Daß soviel Leid dich nicht erneu /
halt uns in Christi Liebe treu*

Das Bildhäuschen im Gewann „im Bild-
stock“ am alten Flurweg unter zwei Bir-
ken mit einer Mutter-Gottes-Statue hat
folgenden Text:

*AVE / MARIA LEHR UNS RECHT ZU
HANDELN /
CHRISTI WEGE TREU ZU WANDELN /
DAß UNS DEREINST IN FREUDEN
EINT /
WENN ER ZUM GERICHT ERSCHEINT.*

Auf der Rückseite des sandsteinernen
Bildstockes steht der Name der Stifterin:
ANNA RHEIN; WITWE 1947

Im weiteren Verlauf des Weges steht am
Waldesrand ein einfacher Holzbildstock

mit einem Häuschen, darin ein Marienbild. Er hat keine Inschrift und keine Jahreszahl. An diesem Stock wurde Station beim Flurgang gehalten.

Wo der Flurgangsweg den Limbacher Weg trifft, steht auf einem schmucklosen Sockel ein einfaches Kreuz mit Korpus. Auf dem Sockel steht:

MEIN JESUS BARMHERZIGKEIT / ZUR
ERINNERUNG AN
UNSERN IN RUßLAND GEFALLENEN...

Die Schrift kann leider nicht mehr ganz gelesen werden, weil ein schwarzer Granitstein vor den Sockel gesetzt wurde. Er hat die Inschrift:

Andenken an unsern lieben Emil /
gef.(allen) in Rußland am 27. 7. 1942

Ebenfalls am Limbacher Weg in Richtung Dorf erhebt sich auf der „Limbacher Höhe“ ein über zwei Meter hohes Kreuz mit Korpus auf einem jüngeren Sandsteinsockel mit der Aufschrift:

ES IST VOLLBRACHT / ERNEUERT /
VON FAMILIE A. HEMBERGER / 1946



Gedenkkreuz für den in Rußland gefallenen Emil ...



Gedenkstein für Theo Rhein

Das Kreuz selbst dürfte aus dem vorigen Jahrhundert stammen.

An der „Hohlgasse“ (auch am Limbacher Weg am westlichen Ortsrand) hat die Familie Rhein ein Gedenkkreuz aufgestellt mit folgender Inschrift:

ZUM GEDENKEN / AN UNS(ern) LB.
(lieben) SOHN UND BRUDER
THEODOR RHEIN GEB. 1921 -
VERM(ißt) 1940 /
UND DESSEN LB. (lieben) ONKEL THEO-
DOR RHEIN /
GEB. 1880 - GEF(Allen) 1916
MEIN JESUS BARMHERZIGKEIT /
GESTIFTET VON FAMILIE E. RHEIN /
DORT IN DES HIMMELS SCHÖNEN
AUEN
WIR EINST VERKLÄRT DICH WIEDER
SCHAUEN

(Die Texte in Klammern sind vom Autor zur besseren Lesart beigefügt).

Der alte, jetzt still gelegte Steinbruch am Ortsrand beim „Löschegut“ war in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts in vollem Betrieb. Es war im Jahr 1856, als der fünfzehn Jahre alte Markus Henn



Steinkreuz am Bahnweg, 1660 (vielleicht auch 1666)



Bildsäule bei der Heidersbacher Mühle

erstmal im Steinbruch arbeitete. Mit mehreren Arbeitern war er auf einem Steinfelsen in ziemlicher Höhe beschäftigt. Plötzlich rief der Arbeiter Karl Lutz: „Der Felsen bricht!“ Und schon stürzte der Felsen mit Getöse in die Tiefe. Die Arbeiter suchten durch Abspringen ihr Leben zu retten. Markus Henn stürzte aber so unglücklich ab, daß er das Genick brach und auf der Stelle tot war. Zum Andenken wurde dem verunglückten jungen Burschen ein Steinkreuz an der Stelle seines Todessturzes errichtet, 1863.

Am Dorfbrunnen, „an der WEED“, soll ehemals auch ein Steinkreuz gestanden haben, soll aber heute unter dem Straßenschotter liegen. Bei starkem Gewitterregen wäre das Kreuz oftmals bloß gelegt worden. Die Brunnenanlage wurde 1989 neu angelegt, das Kreuz ist aber nicht zum Vorschein gekommen, sonst wäre es wieder errichtet worden.

Im Eichwald am Pfad von Heidersbach nach Groß Eicholzheim - der Bahnweg genannt - steht ein schweres aus einem Sandsteinblock gehauenes Kreuz. Es trägt auf dem Kopfbalken das Jesusmonogramm (IHS) und auf dem Querbalken die Inschrift „DEN 30 JULIUS I.E. 1666“. Dieses Kreuz dürfte auf einen Unfall beim Holzfällen bzw. Holzabfahren (kurz bei Waldarbeiten) hinweisen. Beim Standort des Kreuzes ist noch ein alter Fahrweg erkennbar.

Das in der Grenzbegehung genannte Kreuz bei dem Grenzstein der Gemarkungen Waldhausen/Großeicholzheim/Heidersbach, das versunkene Kreuz bei der Weed und dieses Kreuz im Eichwald werden in der Sage von den drei Metzgern miteinander in Verbindung gebracht. Die Sage ist natürlich kein historischer Beweis für die Gründe zur Errichtung der Kreuze. Aber sie kündigt von menschlichem Versagen. (Siehe unter Sagen und Geschichten)

16. RELIGIÖS-VOLKSKUNDLICHE PRÄGEKRÄFTE DES GEMEINSCHAFTSLEBENS

A) VORMERKUNG

Das, was wir so gern mit „dörflichem Leben“ bezeichnen, ist die Summe vieler Faktoren. Den größten Einfluß und die größte Prägungskraft übte die Kirche aus. Sie allein versteht es, den Menschen im Hinblick auf sein ewiges Ziel anzusprechen und ihn in Pflicht zu nehmen, ohne dabei den anderen Prägungsfaktor, die heimische Scholle, d.h. die Welt, in der der Mensch lebt, zu zerstören.

Sie hebt das geistige Niveau eines jeden, je nach seiner Bildungsfähigkeit. Natürlich mußten die Generationen an diesem kulturellen dörflichen Leben formen. Nie wird das geistige Gesicht eines Ortes ganz vollendet sein. Hier und da wird ein besonderer markanter Zug sich eingraben, dort einer sich glätten. Beulen und Risse haben sichtbare Narben hinterlassen, und Verzerrungen lassen sich auch nicht immer gleich heilen. Viele bleiben als chronisches Übel haften. Nähme man aber einer Dorfgemeinschaft ihr tiefstes und geheimnisvollstes Band, ihre religiöse Überzeugung, so wäre sie jenen gleich, denen man mit Gewalt das Augenlicht geraubt hat. Gott sei Dank bewahrten sich unsere Vorfahren trotz aller Not, Gefahren und Härten des Lebens jenen glaubensstarken Sinn, der sie froh, glücklich und zufrieden machte. Gerade das Kirchenjahr bringt Feste und Feiern, ohne die unser Leben freudlos erscheint, trotz allem Vergnügen, wovon unsere Zeit übersättigt ist.

B) TAUFGESELLSCHAFT, ERSTKOMMUNION, FIRMUNG, HOCHZEIT, STERBEN

Schon die leibliche und geistige Geburt des Menschen ist Anlaß zum Feiern. Die Taufe bringt das erste Familienfest. Während die kirchliche Taufzeremonie

sich in fester Form vollzieht, ist die weltliche Feier immer der Umwelt des Täuflings unterworfen. Da der Täufling früher nach Limbach getragen werden mußte, war die „Taufe“ (anschließend an die Sakramentenspendung) mehr ein Wirtshausfest als eine Familienfeier. Neben den Taufpaten boten sich je nach Rang und Stand der Kindeseltern mehrere Frauen als „Kindelträgerinnen“ an, die abwechselnd das Kissen mit dem Säugling trugen. Bei manchen Taufen sollen es bis zu 20 solcher Trägerinnen gewesen sein. Und warum? Sicher spielte die Hilfsbereitschaft hier eine wichtige Rolle, war doch der Weg weit und im Winter beschwerlich. Zum andern aber dürfte die Zechfreiheit ein weiterer Grund für diese „Taufhelfer“ gewesen sein. Der Taufpate hatte nämlich alle freizuhalten. Nach der Taufe ging es zum Umtrunk ins Gasthaus. Und wehe dem Paten, der eine solche „barmherzige Samariterin“ trocken sitzen ließ. Entweder entriß man ihm im günstigen Augenblick seinen Hut, oder man hing die Weinflasche an die Decke. Wollte der Geprellte wieder zu seinem Eigentum kommen, blieb ihm nichts anderes übrig, als den „Täufern“ ihren Willen zu lassen. Und mancher Geldbeutel wurde an dem Tage schwindsüchtig. Kein Wunder, wenn die Kindsmutter um das Heil ihres Kindes bangte. Es soll vorgekommen sein, daß eine Taufgesellschaft ohne den Täufling zuhause ankam, dieweil das neue Gotteskind unterwegs schreiend im Schnee lag.

Es war auch Ehrensache, die Wöchnerin zu besuchen und ihr ein kleines Präsent zu überreichen. Bei der Taufe erhielt jedes Kind einen „Weck“. Dem Säugling schenkte man ein „Babbelei“, damit er besser sprechen lernt.

Die Erstkommunion gestaltete sich wiederum zu einem Fest, wovon der Wirt

seinen Gewinn ausrechnen konnte. Vor der Einführung der Frühkommunion fielen Schulentlassung und Kommunion zusammen. Die 14jährigen Erstkommunikanten besuchten den Vorbereitungsunterricht in Limbach. Am Weißen Sonntag versammelten sich die Erstkommunikanten mit ihren Angehörigen an der Schule, jetzt altes Rathaus, wo ihnen der Lehrer eine kurze ermahrende Ansprache hielt. Die Knaben waren in schwarz gekleidet. Bis 1860 trugen sie noch Zylinder. Stehkragen und Hut haben sich länger erhalten. Die Mädchen gingen in weiß, trugen ein goldenes Kreuzchen um den Hals, einen Rosenkranz und das Gebetbuch in der Hand.

Kleid, Kreuz, Gebetbuch, für die Knaben der Anzug und eine Uhr, waren die letzten Patengeschenke. Jedes Kind hatte einen Kerzenträger oder -trägerin, meistens ein Jahr älter.

Nach der kirchlichen Feier nahmen die Kinder der Filialisten ein gemeinsames Essen ein, jeder Filialort in einer anderen Wirtschaft. Die Heidersbacher und Laudener tagten meistens im „Roß“. Das Essen kostete 1 Mark. Die Angehörigen und geladenen Gäste zechten derweilen in der Gaststube. Waren alle kirchlichen Feiern beendet, traf man sich mit den Gästen zuhause noch bei einem Kaffee. Für die Musik wurde bei den Eltern der Festkinder ein Geldbetrag erhoben. Beim Verlassen der Kirche noch auf der Kirchentreppe ließ man die Kinder in einen Apfel beißen, damit die Zähne gesund bleiben.

Seit Pius X. die Frühkommunion anordnete, gingen die Kinder im 6., dann im 5. Schuljahr, heute bereits im 3. Schuljahr, zum Tisch des Herrn.

Die Hochzeit allerdings war schon mehr eine Angelegenheit des halben Ortes. Die Jugend böllerte zum Auszug in die Kir-

che. In langem, buntem Zug zogen die Hochzeiter nach Limbach. Die Braut schritt mit ihren Kranzjungfern voraus. Der Bräutigam mit den Zeugen marschierte hinterdrein. Braut und Bräutigam nahmen auch zunächst noch getrennt Platz in der Kirche. Erst als man zum Altar schritt, trafen sich die Brautleute. Beim Brautamt segnete der Geistliche Wein und gab ihn den Brautleuten und den noch Hinzutretenden zu trinken mit dem Zusatz: Trinket die Liebe des Hl. Johannes. Nach der kirchlichen Sakramentspendung ging's lustig nach Hause zum Hochzeitsschmaus. Um die Mittagszeit pflegte die Hochzeitsgesellschaft „auszugehen“. Man kehrte in allen Gasthäusern ein. Die ledigen Burschen hatten die Zeche zu zahlen.

Ab und zu kam es auch vor, daß man der Braut den Schuh stahl, ihn versteigerte, wobei es Ehrensache des Bräutigams war, den Brautschuh zu ersteigern. Das Geld übergab man der Köchin, weil diese ja immer bei solchen Anlässen „die Schürze oder die Strümpfe verbrannte“. Das Brautschuhstehlen blamierte die Zeugen, weil sie die Braut zu behüten hatten. Sie mußten früher den Schuh für teures Geld zurücksteigern.

Die Braut blieb acht Tage bei ihrem Gemahl und kehrte dann wieder ins Elternhaus zurück, um ihren Aus- bzw. Einzug zu richten. Es hieß dann: Die junge Frau zieht ein. Meistens brachte die Braut das Schlafgemach mit und einen großen Vorrat selbstgesponnenen Leinens. Dieses Ziehen war für die Jugend immer ein besonderes Erlebnis. Der Brautwagen wurde reichlich mit Bändern geschmückt. Das Seilzeug der Pferde glänzte, und den Pferden hingen rote Taschentücher über den Mähnen. Dies hatte zur Folge, daß manchmal die Pferde scheuten und das Heiratsgut in Gefahr brachten. Einmal kippte auf diese Weise ein stattlicher

Brautwagen um. Mit einem Hallo wurde das Brautgut verladen. Der Schreiner, der die bunt bemalten Möbel anfertigte, überwachte mit Sorgfalt diese Verladerei. Die Betten waren aufgeschlagen und in den Truhen, später Schränken, wurde die Wäsche verstaut.

Neugierig und neidisch umsäumten die Mädchen den Wagen und zählten genau die Tuch- und Leinenballen, vor allem die Strümpfe. Anscheinend schätzte man an den Strümpfen die Wohlhabenheit der Braut ab. Einmal wollte man 39 Paar gezählt haben. Es soll nicht selten vorgekommen sein, daß manche Braut auch die schwesterliche Aussteuer verladen ließ, nur um nicht als „Bettelbraut“ dastehen zu müssen. Natürlich wurde das fremde Gut bei Nacht und Nebel wieder zurückgebracht. War das Gefährt verladen, saß die Braut in ihrem Hochzeitschmuck oben auf oder kutscherte, wenn sie „fremd zog“, d.h. nach auswärts, in einer Droschke hinterher. Man-

che zog es auch vor, zu Fuß hinterdrein zu pilgern. Ein junger Bursche, meistens der Bruder der Braut oder des Bräutigams oder sonst ein guter Freund, ritt den Sattelgaul, und peitscheknallend ging's unter Gesang oder Ziehharmonikaklängen ins neue Zuhause, wo nochmals ein Umtrunk stattfand. Bei diesem Ziehen mußten sich die Brautleute mit reichlich Kleingeld versehen, denn die Schuljugend wollte ja auch etwas „Abfall“ haben. Meistens wurde die Jugend schon am Hochzeitstag mit ihren „Talern“ abgefertigt. Und mit Geheule balgten sich Buben und Mädchen um die Pfennige, die die Hochzeiter unter sie warfen. Freitags wurde nicht gezogen.

Nicht immer verlief die Hochzeit in friedlicher Harmonie. Hatte der Bräutigam mehrere Liebchen gehabt oder gar eine sitzen lassen, wurde von seinem Hause zu all den Betrogenen Spuren oder Brennessel gestreut. Einmal verstieg sich ein Sitzenglassener in seiner Wut



Hochzeitszug zur Kirche

soweit, daß er auf die Braut mit der Pistole schoß. Dieser allerdings wurde in Heidersbach nicht mehr gesehen. In Amerika hatten die deutschen Gesetze keine Gewalt.

Mit der Modernisierung wurden viele dieser guten alten Sitten als rückständig abgetan. Das Brautschuh-Versteigern hat sich in verzerrter Weise bis heute erhalten.

Seit sich die Kirche im Dorf befindet, ziehen die Brautleute im Brautzug zum Gotteshaus. Nach der Trauung wurde der Braut, wenn sie Mitglied der Jungfrauenkongregation war, beim Verlassen der Kirche noch unterm Kirchenportal das blaue Band der Jungfrauen abgenommen, da der Jungfrauenstand jetzt beendet war.

Um Mitternacht besorgten die Brautjungfern unter Gesang und Spiel die Entschleierung der Braut, da sie jetzt in den Frauenstand übergewechselt war. Die Hochzeit dauerte früher zwei Tage und wurde meistens dienstags gehalten.

Die Toten wanderten bis 1901 aus der Dorfgemeinschaft hinaus, um auf der „Heimstatt“ der Pfarrgemeinde ihre letzte Ruhestätte zu finden. Solange die Leiche im Haus lag, hielten die Frauen bis 9 Uhr abends, ab 9 Uhr die Männer, die Totenwache. Am ersten Tag betete man gemeinsam den Rosenkranz.

Auf einem Leiterwagen wurden die Toten nach Limbach gefahren bis vor das Kreuz am Wiegehäuschen. Hier empfing der Ortspfarrer die Leiche, segnete sie und zog dann im Trauergeleit auf den Friedhof. Der Sarg wurde ab hier auf den Friedhof getragen. Die Träger erhielten ein Taschentuch. Jede Filial hatte ihr eigenes Grabfeld.

Nach dem Requiem (die „Leiche“ war immer morgens) kehrte man zum Leichenfrank in eines der Gasthäuser ein,

wo man nicht selten „die Leiche versoff“. Ab 1901 erhielt Heidersbach einen eigenen Friedhof. Inmitten steht von Buchs umrahmt und von Rotdorn flankiert ein schönes Sandsteinkreuz, das die Familie Noe stiftete. Der Friedhof ist sehr gepflegt. An Stelle der großen Weide wurden 1955 Blau- und Edeltannen vor dem Eingang gepflanzt.

17. ABERGLAUBEN UND HEXENWAHN

Das Dorfleben einer bäuerlichen Gemeinschaft war sehr konservativ eingestellt. Wie der Vater, so der Sohn. Die bäuerliche Arbeit, das Säen und Ernten und das bange Hoffen auf gute Ernten formten den Lebenskreis einer bäuerlichen Dorfgemeinschaft. Alle Neuerungen und Neuerer betrachtete der Bauer mit einer gewissen Skepsis, mit einem gewissen natürlichen Zweifel. Leider brachte diese konservative Lebenseinstellung auch viele Nachteile, die sich auf alle Lebensgebiete auswirkten. Mangelnde Kenntnisse und Unaufgeschlossenheit führten einerseits zu gläubigem, andererseits zu abergläubischem Verhalten. Was man sich mit normalem Verstand nicht erklären konnte, verwies man in das Fabelreich. Und nicht selten wurden christliches Gedankengut und Fabelglauben miteinander vermengt. So war vom Aberglauben zum Hexenwahn kein weiter Weg. Dem Hexenwahn und seinen bitteren und unmenschlichen Folgen fielen auch im Odenwald Frauen und Mädchen zum Opfer. Unter der Bevölkerung herrschte Furcht und Schrecken, denn die geringste Verdächtigung genügte, die verdächtigten Personen vor das Gericht zu bringen und sie der Folter auszusetzen. Hierzu fügen wir einige Prozeßauszüge aus dem zweibändigen Werk von Soldan-Heppe „Geschichte der Hexenprozesse“ an, in

die Frauen aus Altheim, Reisenbach, Galmbach und Buchen verwickelt worden sind, mit dem Ergebnis, daß sie zur Folter und zum Tode verurteilt worden sind (S. 40–44).

„Im Jahre 1570 wurde Elisabeth, Hans Schmidts Ehefrau, in dem Orte Altheim der Hexerei verdächtig. Ihre Nachbarn richteten daher eine Eingabe an den Oberamtmann zu Amorbach, worin sie baten, „wegen dieser Zaubereien sie gnädig zu bedenken“. Infolgedessen wurde die Angeklagte in den Turm zu Buchen geworfen und hier, an eine Kette angeschmiedet, in strenger Haft gehalten. Die Zeugen, die man am 12. Juni 1570 über sie vernahm, sagten aus: In jeder Walpurgisnacht sei die Schmidtin, die eine Geiß geführt, bei dem Vieh auf dem Felde gewesen und habe mit einer schwarzweißen Gerte auf verschiedenes Vieh geschlagen. Das sei hernach erkrankt und zugrunde gegangen. Sie habe ferner, als ein schweres Unwetter entstanden, gesagt: ihretwegen möge das Wetter alles erschlagen; sie habe den ganzen Winter hindurch auch nur Hotzele und Dürrüben zu essen gehabt. - Insbesondere sagte noch der Kuhhirt aus: Als das Gewitter sich entladen, seien ihm die Kühe davon gelaufen, was seiner Überzeugung nach nur durch die anwesende Schmidt verursacht sei. - Ihrem Bericht fügten Schultzeiß und Schöffen noch bei: Dem Dorfschulzen sei durch die Zauberei der Schmidtin inzwischen eine Kuh krepirt, auch seien „den Leuten, so die Schmidtin angezeigt, die Kühe und vier Schweine schwach und krank geworden. Auch habe zur großen Verlegenheit der Gemeinde der Kuhhirt abgedankt, weil er mit solchen verhexten Kühen nichts mehr zu schaffen haben wollte“, - „ihm überdies drei zauberische Hasen begegnet seien, von denen einer einen Bauch gehabt wie eine Geiß, und denen kein Hund habe nachlaufen können“.

Am 12. Juli befahlen hierauf die „weltlichen Rätthe“ des Kurfürsten, man solle die Schmidtin unaufgezogen (d.h. ohne Anwendung der Folter) verhören. Dieses geschah, die Angeklagte beteuerte aber natürlich ihre Unschuld. Nun ruhte die Untersuchung, während die Unglückliche im Kerker schmachtete, bis das Ratskollegium am 12. Juli 1571 verfügte, man solle sie entlassen, ihr aber einschärfen, daß sie sich in Zukunft fromm und ehrlich zu halten habe. - Aber dennoch ließ der Schultheiß auf des Amtmanns Befehl, wie es in den Akten heißt, den mit Reverenz zu vermeldenden Wasenmeister aus Miltenberg kommen, die Schmidt auf die Folter legen und dergestalt peinigen, daß ihr Leib zerdehnt, zerrissen, ihre Hände und Arme verrenkt und zerbrochen wurden. Sie hielt aber aus, ohne das geforderte Geständnis abzulegen, und der Prozeß endete, nachdem die gemartete Schmidtin entlassen war, damit, daß deren Ehemann gegen die Ankläger seiner Frau bei dem Zehntgerichte auf Entschädigung klagte, - was aber keinen Erfolg hatte.

Im letzten Dezennium des Jahrhunderts nahm aber die eigentliche Hexenverfolgung ihren Anfang, indem nicht mehr einzelne, sondern ganze Massen von Angeklagten mit der peinlichen Frage in Untersuchung genommen wurden. Namentlich scheint von 1593 an im ganzen mainzischen Odenwald überall auf Hexen und Zauberer Jagd gemacht worden zu sein. Dort geriet das ganze Volk in eine wilde Bewegung, die sich allerdings zunächst gegen die Ausrottung „alles teuflischen Geschmeises“ richtete, dann aber auch die Unzufriedenheit mit den elenden materiellen Zuständen zu erkennen gab.

Furcht und Schrecken herrschte damals unter der Bevölkerung, weil die unsinnigste Klage hinreichte, um jemand auf

die Folter und auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die Untersuchungsakten enthalten umfangreiche Verzeichnisse von Verdächtigen, Eingezogenen, Entflohenen usw. Selbst alters- und geistesschwache Personen finden sich unter den Verhafteten vor. Eine große Zahl schwangerer Frauen wurde ihren Männern nur gegen schwere Kautions auf so lange zurückgegeben, „bis sie ihrer weiblichen Bürde entledigt“ seien.

Auf der Folter wurden nun die tollsten Geständnisse zuwege gebracht. Eine Katharina Lengenfelder von Reisenbach schrie auf der Folter, „sie sei des Teufels und wolle sein bleiben“, riß sich dann von der Folter los, machte einen rasenden Angriff auf den Scharfrichter und stürzte tot nieder. Die Leiche wurde verbrannt.

Dabei befahlen die weltlichen Räte, „man solle nicht so viele Umstände machen, und vor allem das Vermögen einziehen“.

Eine Margarete Habeckerin aus Galmbach war entflohen. Man zog nun ihre Mutter ein, und diese bekannte, ihre Tochter an einen Teufel verheiratet zu haben. - Zu Amorbach gab ein Bauer seiner eigenen Mutter vor Gericht schuld, daß sie das teuflische Hexenwerk treibe.

Gegen das mörderische Treiben der mainzischen Beamten reichten damals zwei Edelleute eine Beschwerdeschrift bei dem Kurfürsten Wolfgang zu Mainz ein, worin sie klagten, daß die Beamten des Kurfürsten nachts in ritterschaftliche Gebiete eingefallen, fremde Untertanen hinweggeschleppt, unschuldige Personen schändlich gemartert und selbst den Nachlaß der hingerichteten Weiber konfisziert hätten.

Dagegen richtete die Gesamtbürgerschaft der Stadt Buchen an den Kurfürsten eine Eingabe, in der sich der Aberglaube der Zeit in wahrhaft schrecklicher Weise kund gab: In der Nacht vom 4. auf 5. Juli

habe der Torwart Veit Meffert zwischen 11 und 12 Uhr ein Rumoren von Pfeifen, Trommeln, umhersprengenden Reitern und ungeschmierten Kutschen gehört, daß er vor Schrecken ins Horn gestoßen, doch habe er niemand von der Bürgerschaft aufwecken können. Desgleichen habe der Torwart in der Vorstadt ein Springen, Tanzen und Getümmel vernommen, wie wenn alle Häfen zerschmissen würden, worauf um den Torturm herum ein greuliches Wetter samt Platzregen erfolgt, wie aus Fässern, desengleichen noch niemand gesehen. Ein Bürger, der aus dem Wirtshaus des Hanns Feierabend gekommen, habe alles um sich herumtanzen sehen, und habe eine merkliche Anzahl teuflischen Zaubergesindels in Menschengestalt, schwarz angetan, auf der Gasse umher tanzen und springen bemerkt, das sei vom leidigen Satan wider alles Verbot geistlicher und weltlicher Obrigkeit mit seinen untergebenen teuflischen Instrumenten zu keinem anderen Ende gerichtet, denn um sein Reich durch solche verdammliche Freude zu erheben. Daher „wolle die liebe, von Gott eingesetzte, und von Gott mit dem scharfen Verstande wohl begabte Obrigkeit eine heilsame Strafe gegen die dem leidigen Satan fürsichtig ergebenen Zauberer verordnen“.

Als bald wurden nun wieder - trotz der Einsprache des Amtskellers zu Buchen, der behauptete, der Bürger, der die Teufelsgestalten gesehen, müsse offenbar zum Narren gehalten worden sein - eine Menge von Zauberern und Hexen eingezogen, zum Teil unter den unsinnigsten und lächerlichsten Anschuldigungen. So wurde z.B. eine Frau beschuldigt, in eine Kuh einen Fiedelbogen hineingezaubert zu haben. Im Jahre 1602 entstand in Buchen ein Auflauf, bei dem zwei der Hexerei verdächtige Weiber vom Pöbel mißhandelt und auf das Rathaus ge-

schleppt wurden. Weil der Amtskeller dem Verlangen, sie zu verbrennen, nicht entsprach, sondern fünf der Rädelsführer in den Turm werfen ließ und sie mit schwerer Geldstrafe belegt, erging eine gewaltige Beschwerdeschrift an den Kurfürsten, worin die ärgsten Klagen gegen den Amtskeller erhoben und die Bitte um Zerstörung der „greulichen Tyrannei des Satans“ ausgesprochen wurde. Der Kurfürst stimmte dem Amtskeller bei und ließ die Überreicher der Schrift einsperren.

Doch dies war eine Ausnahme. Sonst war es vergeblich, daß die Unglücklichen bei Gott und allen Heiligen ihre Unschuld beteuerten. Sie wurden gefoltert, wobei stets in den Akten bemerkt wird, daß sie sich zwar am Kopfe „gekrauet“, daß aber bei ihnen keine Tränen geflossen seien. Nicht wenige der Gefolterten überstanden auch alle Qualen, ohne sich ein Geständnis abmartern zu lassen. Über diesen teuflischen Trotz des Hexengeschmeißes aufs höchste erbittert, verfügten daher die mainzischen Räte: „Gegen diejenigen, so in puris negativis ohne sonderlichen Schmerz beständen und mit der Sprache nicht losschlagen wollten, solle mit den Schrauben und Daumeisen angefangen und dann mit den anderen Instrumentis fortgefahren werden. Sinte-malen aber diese Leute allem Ansehen nach unsichtbare Geister bei sich hätten und vom bösen Feinde angereizt seien, sollen geistlicher Leute Mittel gegen diese teuflischen Verführungen gebraucht werden.“ -

Über das Schicksal der einzelnen Ange-schuldigten erfährt man aus den Akten nur selten etwas Bestimmtes. Zuweilen wird von dieser und jener Unglücklichen auf der Außenseite des betreffenden Aktenheftes ausdrücklich bemerkt, daß sie hingerichtet worden sei. Im allgemeinen fand man jedoch diese Notierung

unnötig, da ein Hexenprozeß nur selten anders als auf dem Scheiterhaufen oder überhaupt unter der Hand des Scharfrichters endigte. Als eines Tages der Oberamtmann anzeigt, er habe wieder fünf Hexen verbrennen lassen, wird er von den kurfürstlichen Räten belobt.

Im Jahr 1657 wurde von der Bürgerschaft der kurmainzischen Stadt Amorbach ein Projekt zur Verbrennung aller Hexen entworfen, die Fröste gemacht und die Weinernte zugrunde gerichtet hätten. Zu diesem Zwecke waren nicht allein die Einwohner von Amorbach, sondern auch die der angrenzenden Ämter aufgeboten, und der Oberamtmann Daniel von Frankenstein wurde in geradezu stürmischer Weise zu einem gerichtlichen Einschreiten gegen die Hexerei gedrängt. Allein der Kurfürst Johann Schönborn zu Mainz befahl, man sollte die bereits Verhafteten ohne weiteres zu ihren Familien zurückkehren lassen.“

Und Hexen sollten auch in Heidersbach ihr Unwesen getrieben haben. Da wurden die Schwänze der Pferde des Nachts in den Ställen gezöpft, und die Tiere standen des Morgens schneeweiß mit geblähten Nüstern und zitternden Flanken im Stall. Da gaben die Kühe blutige Milch, standen vor der vollen Krippe oder Raufe, konnten aber nicht fressen. Da ging die Klopffexe um, da wurden die Kinder in sonderbares Verhalten versetzt. Das Überhandnehmen von Ungeziefer wurde Frauen zugeschrieben, die den bösen Blick gehabt haben sollten. Wurde ein Rind zum Bullen geführt, nahm das Rind aber nicht auf, so war der böse Blick einer Frau, die zufällig aus dem Fenster sah, schuld. Schneidermeister Adam Eichhorn (1967 verstorben) berichtete, sein Vater habe erzählt, wie er Zeuge eines solchen „Hexenvorganges“ gewesen sein, ohne allerdings die Hexe zu Gesicht bekommen zu haben.

Waren es nicht Hexen, die die Nacht beunruhigten, dann ging der „Graue“, der „Schwarze“ oder gar der „Feurige“ um. Als Grauen oder Schwarzen sah man ein wolfähnliches Tier, im Feurigen einen rätselhaften Menschen mit glühenden Augen. Sie taten aber niemandem ein Leid an, sondern wollten anscheinend nur erschrecken. Und alle, welche die Erscheinungen oder Begegnungen ge-

habt haben wollen, kamen ohne Schaden, allerdings mit Schrecken heim in ihr friedliches Haus.

Eine weitere gespenstige Erscheinung, welche die Heidersbacher Gemüter erregte, waren die wandernden oder gehenden Lichter. Sie zogen übers „lichte Holz“. Der Graue oder Schwarze machte den Limbacher Weg (den Kirchenweg) unsicher.



Heidersbacher Teufel beim Fastnachtsumzug 1977

V. Die Schulverhältnisse

Die Schule ist neben der Kirche der kulturelle Mittelpunkt eines Dorfes. Schon am äußeren Kleid des Schulhauses läßt sich die innere Einstellung der Gemeinde zur Schule ablesen. Gott sei Dank verrät unser Schulhaus einen guten Geist. Es ist in Wahrheit Mittelpunkt. Fast alle außerschulischen kulturellen Dinge allgemeiner Art spielen sich im Schulhaus ab. Bis es zu diesem stattlichen Sandsteinbau kam, mußten viele (geistige und materielle) Hindernisse beseitigt werden.

Die Schulverhältnisse lassen sich aktenmäßig nur 150 Jahre zurück verfolgen. Über das noch Frühere kann man nur mutmaßen.

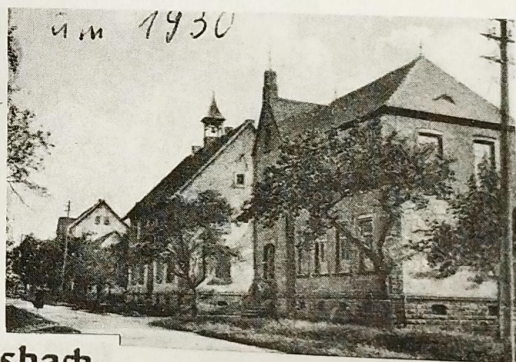
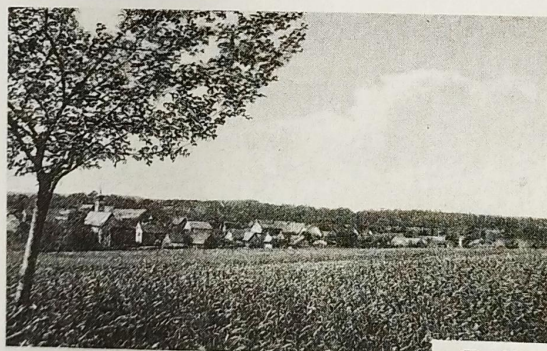
Schultheiß Herr gibt in dem oft zitierten Leiningischen Fragebogen folgende Auskunft (1803): „Weder Lehrer noch Schulhaus. Zahl der Schulkinder 29, daher

kein Lehrer. Um Weg nach Limbach zu sparen dingen die Einwohner einen Schulkandidaten oder Provisor.“

In der Speer'schen Chronik und im Protokollbuch der Pfarrei Limbach findet sich folgende Notiz: „In Limbach ist ein Schulhaus vorhanden, welches den Namen hat „Glöckners Haus“, vormals gemeines Hirtenhaus. In keinem der Filialorten ist ein eigenes Schulhaus.“

„In dem Pfarrort Limbach ist eine eigene ordentliche Schule, desgleichen in den Filialen Waldhausen und Wagenschwend. In den übrigen Filialen aber dingen die Bauern alle Jahre nur für den Winter fast allemal einen andern - den ersten besten vagierenden Handwerksburschen oder Soldaten zum Schulhalter.“

In dem Streit um die Pfarrgerechsamkeit des Pfarrers von Limbach gegen den re-



Heidersbach



Teilansichten von Heidersbach



Klassenbild mit Lehrer Dischinger, 1912

formierten Pfarrer zu Eicholzheim liest man in einem Schreiben des erzbischöflichen regensburgischen Generalvicariats an die fürstlich leiningische Kirche und Schulrat<kommission> vom 19. Mai 1806: „...daß ferner Heinrich Fehr sich solle begeben lassen, seine zweitälteste Tochter, acht Jahre alt, welche bereits ein und einhalbes Jahr zur kath. Schule in Hettenbach gegangen und in der kath. Religion unterrichtet worden ist, nicht mehr dahin gehen lassen zu wollen...“

Hierzu die Feststellung von 1806: „...ist weder Pfarr noch Schulmeister im Ort. Die Gemeind hat sommers und winters einen Schulmeister und muß jeder nach Proportion der Kinder (nach Zahl der Kinder, welche die Schule besuchen) den Schulhalter zahlen.“

Nach vorausgeschickten Notizen wie nach mündlicher Überlieferung und den eingetreuten, aktenmäßig festgehaltenen Bemerkungen kann als zutreffend angenommen werden:

Die Kinder von Heidersbach wurden von Wanderlehrern den Winter über in Form der Wanderschule unterrichtet, die sie allerdings recht spärlich besuchten. Der gedungene Schulhalter wechselte durch den Wandertisch alle acht Tage das Kosthaus.

Und wo gerade der Lehrer aß, tagte die Schule. Im ehemaligen Lutzehaus - jetzt Friedhof - soll Schule gehalten worden sein. Jedes Kind hatte ein Scheitholz mitzubringen und zahlte einige Kreuzer an den Schulhalter.

Schulzwang bestand bis 1784 nicht, und später kümmerte man sich nicht viel darum. Den Mädchen war der Schulbesuch nicht gegönnt, sonst hätten nicht so viele Frauen mit +++ unterschrieben. Obwohl kurpfälzisch, dürfte das kurmainzische Schulreglement richtungweisend gewesen sein, denn die katholischen Schulen standen unter der Aufsicht des jeweiligen Diözesanbischofs. Mit der Zugehörigkeit zum Großherzogtum Baden hörte der Schulschlendrian auf.

1822 wird die Gemeinde aufgefordert, für eine ordentliche Schulstube und Wohnung des Schulmeisters zu sorgen. Mit besonderem Nachdruck wird vermerkt, daß „die Wanderschule auf keinen Fall mehr geduldet“ werde.

Man war aber nicht sofort bereit, den Erlassen von 1822 und 1823 nachzukom-



Klassenbild mit Lehrer Harbart vor 1912

men, nämlich „daß die Schule auch im Sommer an den dazu bestimmten Tagesstunden gehalten werden muß.“ (2. 11. 1822)

Die Kath. Kirchen-Sektion Karlsruhe, der das Schulwesen für ganz katholische Orte unterstand, drang darauf, daß sich die Gemeinde Heidersbach genau wie andere Orte des Odenwaldes, z. B. Ober- und Unterscheidenthal und Reisenbach, um einen geprüften Lehrer zu erhalten, zu folgenden Punkten verpflichtete:

1. Eine ständige Schulstube und freye

Wohnung für den Lehrer auf Kosten der Gemeindegassen in Miethe oder Pacht zu nehmen...

2. Das zur Heizung der Schulstube sowohl als auch zum Gebrauch des Lehrers erforderliche Holz, bestehend in vier Klaftern Birkencheidt und Prügelholz, wovon die Hälfte für die Heizung der Schulstube und die Hälfte zum Gebrauch des Lehrers bestimmt ist, anzuschaffen und dem Lehrer jedesmal im Frühjahr unentgeltlich vors Haus zu liefern.



Hauptlehrer Maier mit seiner Klasse, 1913



Schuljahrgänge 1912/1913/1914 mit Hauptlehrer Richard Amann

3. Für den Wandertisch, der abgeschafft ist, jährlich vierzig Gulden und statt des Schulgeldes jährlich dreißig Gulden, somit im ganzen jährlich 70 fl an den Lehrer aus der Gemeindekasse und zwar in Quartalraten zu bezahlen.

Dagegen mag sich die Gemeinde vorbehalten, von den vermöglichen Eltern schulpflichtiger Kinder das Schulgeld zu 1 Gulden pro Kind als Ersatz für die Gemeindekasse wieder zu erheben (demnach waren es 30 Schulkinder).

Zu dieser förmlichen Verpflichtung ist das Ortsgericht mit dem Bürgerausschuß aufzufordern und das darüber aufgenommene Protokoll einzusenden.

Der Gemeinde ist dabei zu eröffnen, daß man

a) wenn sie die Verpflichtung eingeht, einen Beitrag zu ihrem Schuleinkom-

men von jährlich 50 fl aus den bewilligten Unterstützungsgeldern anweisen wird, so daß ihr künftiger Lehrer nebst der freien Wohnung und freiem Holz einen Gehalt von jährlich 120 fl zu erhalten habe,

b) daß derselbe für die Haltung der Sommer-, Sonntags-, Real- oder Nachtschule keine besondere Vergütung anzusprechen haben soll

c) daß übrigens die oben ad Nr. 1 bestimmte Wohnung und Schulstube Miethe aufhört, so bald sie im Stande sein wird, ein eigenes Schulhaus zu erbauen." (17. 5. 1823)

Die Gemeinde kaufte um 1823 das Haus Nr. ..., das bis 1867 als Schulhaus diente. Es trug eine kleine Glocke, womit die Kinder zur Schule gerufen wurden und

die den Einwohnern die „Betzeit“ ankündigte. Und als endlich die Gemeinde der geforderten Besoldung zustimmte, zog Herr Hartbrecht 1823 als geprüfter Lehrer in Heidersbach als Schulmeister auf. Damit nahm das Volksschulwesen auch in Heidersbach seinen geordneten Gang, wenn auch noch große Hindernisse zu überwinden waren. Hartbrecht amtierte auch noch als Gerichtsschreiber. 1743 war (erstmalig) ein Blankenbach als Lehrer in Heidersbach angegeben (P.A.L.).

Nur schwer konnten sich die Heidersbacher in die neuen Schulverhältnisse dreinschicken. Man geht in der Annahme nicht fehl, daß es noch Jahre währte, bis man die neuen schulischen Verhältnisse, die sogenannte „Zwangsschule“, auch innerlich anerkannte.

Wie schon oben angedeutet, war die Schule eine kath. Volksschule. Die Reformierten hatten den Unterricht in Eicholzheim zu besuchen. Die Familie Fehr, eine Mischehe, vor einem evangelischen Religionsdiener geschlossen, brachte viel Verdruß. Der junge Heinrich Fehr wanderte Tag für Tag nach Eicholzheim in die Schule. Er äußerte jedoch zu konvertieren und die kath. Schule zu Limbach zu besuchen. Anscheinend schien die Behandlung in der Eicholzheimer Schule keine gar freundliche zu sein, weswegen der Schüler Fehr öfter dem Unterricht fernblieb, was jedesmal mit 3 fl Strafe quittiert wurde. Einmal soll ihm, nach einer Beschwerde des Vaters, der ref. Pfarrer die Bibel mehrere Male um den Kopf geschlagen haben, daß „der Schüler mit Kopfschmerzen teilnahmslos im Leh-



Jahrgänge 1926-1929 mit den Lehrern Rudolf Heid und Karl Zimmermann



Lehrer Fibi mit seinen Klassen

